Aufwärts

Bezugspreis: Erscheint wöchentlich sechsmal. — Preis monatlich 1.25 und 0.36 Bestellgebühr, beim eigenen Postamt bestellt. — Fürs Ausland unter Streifband 1.95 (inkl. Postgeld). Preis der Einzelnummer 10 Pfg. Postscheckkonto Hannover 67377.

Christliches Tageblatt
mit den Beilagen „Für Herz und Haus", „Kindergabe" und „Unser Ziel."

Anzeigenpreis: Die einspaltige Millimeterzeile oder deren Raum 10 Pfennig, Reklame 30 Pfg. Beilagen unter 25 g je tausend 15 Mk. Schluß der Anzeigen-Annahme nachmittags 3 Uhr. Postscheckkonto Hannover 67377.

Nr. 6. | Bielefeld-Bethel (Verlagsort Bielefeld), Sonnabend, den 7. Januar 1933. | 15. Jahrgang.

Der Unruh' ist kein Ende,
Des Irrens ist so viel,
Du, mächt'ger Meister, wende
Das wirre Lebensspiel,
Und nimm in deine Hände
Wegpfad und einig Ziel!

Gustav Schüler.

Währungskrise im Goldlande.

In den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts erst setzte der Zustrom der Abenteuerlustigen und Goldgräber aus der ganzen Welt, der bis dahin vorwiegend nach Kalifornien und Australien gegangen war, nach Südafrika ein. Hier wurden im Jahre 1882 die Goldfelder am Witwatersrand entdeckt; und mit den primitiven Werkzeugen jener Zeit, in langen Ochsenkarawanen und Einzelexpeditionen zogen die Goldsucher aus, um das begehrte gelbe Metall zu gewinnen. Unzählige sind damals den Tücken und Gefahren des schwarzen Erdteils zum Opfer gefallen, denn bei der Unzulänglichkeit der Wege und bei den Schwierigkeiten, die sich einer planmäßigen Ausbeutung der Lager entgegenstellten, verurteilte die Mangelhaftigkeit der Ausrüstung von vornherein jedes Unternehmen, das nicht sachkundig und unter Aufwendung beträchtlicher Mittel vorbereitet war, zum Scheitern. Kein Wunder, daß die gesamte Goldausbeutung Südamerikas bald in den Händen privater Gesellschaften und kapitalkräftiger Konzerne stand. Unter ihrer Verwaltung und Organisation sind dann in den nächsten Jahrzehnten die Riesenstädte und Industrieplätze wie Johannesburg und Beaconsfield, East-London, Pretoria u. a. m. aus dem Boden gewachsen, in denen bis zum heutigen Tage Hunderttausende von Eingeborenen fronen, um der Erde Gold, Diamanten und Kupfer abzuringen.

Heute werden in Südafrika etwa 800 Millionen Mark jährlich an Gold gefördert, eine gewaltige Ausbeute, wenn man bedenkt, daß die Gewinnung an Gold in der ganzen Welt sich pro Jahr auf nicht ganz 1700 Millionen beläuft. Südafrika produziert also die Hälfte des auf der ganzen Welt geförderten Goldes, und von 1884 bis 1927 wurden dort weit über 20 Milliarden Mark Gold gewonnen. Würde Südafrika — so hat man berechnet — alles gewonnende Gold ansammeln, statt es zu exportieren, so würde es binnen der kurzen Zeit von 10 Jahren eine größere Goldreserve sein eigen nennen, als sie heute die Bank von Frankreich hortet.

Dieses Südafrika, dieses goldreichste Land der Welt, hat heute den Goldstandard verlassen und steckt in einer Währungskrise erheblichen Umfanges, die sich in ihren Anfängen sogar bis zu einer gewissen Panik steigerte. Abhebungen von den Banken, Flucht in „valutastarke" Devisen (die es in Wahrheit nirgends mehr gibt), der Versuch der kleinen und großen „Kapitalisten", ihr „gutes Geld" auf dem Umwege über die Post ins Ausland zu verschieben, als die Banken keine Ueberweisungen mehr vornahmen, waren ein paar Tage an der Tagesordnung, so daß sich die Regierung Hertzog geradezu gezwungen sah, auch Südafrika vom Goldstandard abzuhängen, um größeres Unheil zu vermeiden.

Die Bank von Südafrika wird sich also in Zukunft weigern, die ihr präsentierten Banknoten in Gold einzulösen. Es ist zwecklos, sich an dem Rätselraten darüber zu beteiligen, in welchem Umfange die Minengewaltigen Südafrikas die Krise des afrikanischen Pfundes zu Spekulationszwecken oder auch um des innenpolitischen Kampfes gegen die Regierung Hertzog willen absichtlich gefördert haben. Es kann auch dahingestellt bleiben, ob, wie vielfach behauptet wird, englische Finanzkreise hinter den Transvaal-Nationalisten standen, die seit Wochen die Abkehr vom Goldstandard propagierten. Es spricht ja manches dafür, daß man in London ein beträchtliches Interesse daran hatte, wenn nach allen anderen britischen Dominions auch Südafrika sich zur Abhängung vom Goldstandard entschloß.

Wesentlicher und lehrreicher scheint mir angesichts der währungspolitischen Vorgänge in Süd-Afrika die Tatsache, daß der Welt an diesem Beispiel klar werden könnte, wie verhängnisvoll für jedes Wirtschaftleben es werden muß, wenn Gold oder Kupfer oder Blei oder sonst irgend ein „Wert-Messer" — gleichzeitig Ware und Währungsgrundlage ist. Das Gold ist der wichtigste Export-Artikel, den Südafrika hat, weil es nichts anderes zu verkaufen, dagegen sehr viel andersartigen Warenimport zu bezahlen hat, und in diese Hauptaufgabe des in der südafrikanischen Union geförderten Goldes, die wesentlich ist für das Sein oder Nichtsein der dortigen Wirtschaft, hat das Valuta-Chaos, das in der übrigen Welt herrscht, eine beängstigende Störung gebracht.

Es ergibt sich nach dem Abhängen des südafrikanischen Pfundes vom Goldstandard nunmehr die interessante Lage, daß das in Südafrika geförderte Gold in Zukunft nicht mehr die währungspolitische Grundlage für das südafrikanische Wirtschaftsleben bildet, daß aber dasselbe Gold auch weiterhin in gleichen — und vermutlich gesteigerten — Mengen exportiert wird in die alte und neue Welt Europas und Amerikas, in der nach wie vor die sinnlose Fiktion einer Goldwährung als Basis alles Seins aufrechterhalten wird, und in der die noch sinnlosere Kombination von Goldwerten als Ware und als Währungsgrundlage — also als Wertmesser — die Situation beherrscht. Durch ein Abkommen der südafrikanischen Minenbesitzer mit der südafrikanischen Reservebank ist nämlich jetzt nach der Abkehr von der Goldwährung Vorsorge dafür getroffen, daß die Bank das von ihr auch fernerhin zu übernehmende Gold zu einem „ihr geeignet erscheinenden Preise" ins Ausland verkauft.

Die afrikanische Pfundkrise mit ihren Begleiterscheinungen und mit ihren Ursachen könnte uns im alten Europa ein Warnungssignal dahin werden, daß uns nur eins helfen kann: die Abkehr vom Geld- und Golddenken. Dieses Mammons-Denken — nicht irgendeine Währung — ist die eigentliche Ursache aller Krisennot.

..nn.

Burgfrieden, oder . . . ?

Von Atlanticus.

Die Dezembernummer der Süddeutschen Monatshefte bringt unter dem Titel: „Bürgerkrieg droht" Darlegungen von Ernst Drahn, die sich mit den Kommunistischen Kampfplänen, den Kampfinstruktionen der KPD, dem roten Terror und der Bürgerkriegspropaganda in Deutschland befassen. Beigefügt sind einige Aufmarsch- und Angriffspläne. Ernst Drahn hat als zuverlässiger, nüchterner und gut unterrichteter Beurteiler der Dinge zu gelten; auch seine früheren Veröffentlichungen über die Gottlosen-Propaganda u. a. m. zeigten, daß er sich streng an Tatsachen hält. Er bringt auch jetzt nur Tatsächliches; für anderes wäre ja auch kein Raum in den S.M., die während ihres dreißigjährigen Bestehens bewiesen haben, daß sie keine Ablagerungsstätte für phantastische Schauergeschichten sind, wohl aber zu sagen wissen, was ist.

Das aber können viele Leute nicht vertragen, vor allen Dingen die deutschen Michelnaturen nicht. Bei ihnen sind die ehrlichen Mahner höchst unbeliebt, zumal wenn sie den Michel auffordern, die Zipfelmütze mit der Stahlhaube zu vertauschen. Soweit geht ja nun Ernst Drahn nicht. Er verlangt derartige Unbequemlichkeiten nicht. Er möchte nur, daß man ihm zuhört, aufmerkt und nicht länger hindöst, weil ja doch einmal ein roter preußischer Minister die Kommunisten als zwar unartige, aber harmlose Kinder bezeichnet hatte.

Die an Hand von Gerichtsakten, beschlagnahmten Plänen, Anweisungen usw. vorgeführten Tatsachen beweisen nun, daß die Kommunisten durchaus keine harmlosen Kinder sind, sondern aufs Ganze gehen wollen und — werden, wenn ihnen nicht mit allem Ernst und Nachdruck das Handwerk gelegt wird.

Mancher wird beim Lesen des vorgebrachten Materials sagen: „Das sind ja alles olle Kamellen! Ihre Auffindung und die Beschlagnahme des Materials zur rechten Zeit beweisen doch, daß die staatlichen Organe schon scharf aufpassen, wir brauchen uns also damit nicht auch noch befassen. Ueberdies bezahlen wir doch dafür diese Behörden, damit sie aufpassen." Wer aber den mitteldeutschen, den Ruhr-Aufstand, den Hölzschen Bandenkrieg, den Hamburger Kommunisten-Aufstand von 1923 oder gar die Münchener Rätezeit mit erlebt hat, wird anders denken. Der wird dankbar dafür sein, daß die Gewissen geschärft werden, denn es ist doch nicht damit getan, daß die Aufruhrversuche unterdrückt werden, mit aller Schärfe und rücksichtslos, sondern daß auch die Ursachen beseitigt werden, die diesen Versuchen immer wieder Nahrung geben, sachlich und menschlich. Und die Beseitigung ist nun nicht etwa Aufgabe nur der Staatsgewalt, sondern auch und erst recht Aufgabe jedes einzelnen von uns.

Das von Ernst Drahn Vorgebrachte ist nichts Einmaliges, nichts nur Gewesenes. Immer wieder geschehen neue Versuche, immer wieder zeigt sich, daß Moskau gar nicht daran denkt, auf die Durchführung seiner Revolutionspläne in Deutschland zu verzichten. Die Zermürbungstaktik, der Partisanenkrieg, wie er geschildert wird, geht weiter. So teilte die Münchener Polizeidirektion erst am 13. Dezember mit:

„Nach der Festnahme einiger Einbrecher konnte von der Polizeidirektion München festgestellt werden, daß eine große Anzahl von Einbrüchen auf das Konto einer kommunistischen Gruppe zu setzen ist, die sich in der Umgebung Münchens unter der Deckbezeichnung einer „Selbstschutzorganisation" gebildet hatte. Bei dieser handelt es sich um eine Abteilung des verbotenen Rotfrontkämpferbundes. Besonders zuverlässige Mitglieder wurden zu kleinen Trupps zusammengefaßt, deren Aufgabe es war, durch Einbrüche aller Art sich nicht nur persönlichen Vorteil zu verschaffen, sondern auch die gesamte Bevölkerung in Unruhe zu versetzen und die Gauleitung des illegalen R.F.B mit Sprengpulver, Schußwaffen und Munition zu versorgen. Diese Gegenstände sollten zugestandenermaßen sowohl zu Lehrzwecken als auch zur Bewaffnung der R.F.B.-Mitglieder für den bewaffneten Aufstand dienen." — —

Ein Hamburger Polizeibericht vom 15. Dezember besagt:

„An verschiedenen Stellen der Stadt sind Männer, die kommunistische Abzeichen trugen, in Lebensmittelgeschäfte eingedrungen und haben Lebensmittel aller Art geraubt. In der Eimsbüttelerchaussee wurden die Fenster einer Schlachterei zertrümmert und dreißig Schinken und für zweihundert Mark Wurstwaren entwendet. Am neuen Steinweg wurden zwei Männer festgenommen, die gerade im Begriff waren, die Scheiben eines Lebensmittelgeschäftes einzuschlagen." Wie die Polizei dazu weiter mitteilt, hat die Untersuchung ergeben, daß es sich um planmäßige Plünderungen handelt.

Man könnte diese Liste noch beliebig verlängern. Es handelt sich auch bei den Ertappten nicht etwa um durch Hunger zur Verzweiflung getriebene Unglückliche, sondern um systematische Fortsetzung der kommunistischen Angriffstaktik. Es ist auch nicht von ungefähr, daß sich gerade diese Art des Kampfes oder Kleinkriegs besonders dann bemerkbar macht, wenn, wie gerade jetzt, eine höchst bedenkliche Amnestiepsychose sich bemerkbar macht.

Es ist aber nicht damit getan, daß die Obrigkeit zupackt, wo sie im Interesse der Allgemeinheit für Ruhe und Sicherheit zu sorgen hat. Es ist auch nicht nur Sache der staatlichen Behörden, dafür zu sorgen, daß niemand rauben und plündern braucht. Es lassen sich nicht allein durch staatliche Maßnahmen die Ursachen der Not beseitigen, die viele Volksgenossen, die weit lieber ordentlich und ehrlich arbeiten würden, in ihrer Verzweiflung den Kommunisten in die Arme treiben.

Das Michel tum hat unendlich viel Schuld in dieser Hinsicht auf sich geladen. „Brich dem Hungrigen dein Brot und die, so im Elend sind, führe in dein Haus", so heißt es Jesaja 58, 7, „ so du einen nackt siehst, so kleide ihn und entzeuch dich nicht von deinem Fleisch." — Wie aber steht es damit? Könnte nicht viel mehr getan werden, namentlich von denen, die es nie erfahren haben, sich auch nie Gedanken darüber machen, was es für ein Mutterherz heißen muß, wenn sie ihre hungernden und frierenden Kinder im Schlaf schluchzen hört?

Ich erwähnte neulich Spenglers Wort: „Der Hunger ist der Vernichter aller großen Dinge", und ich möchte hinzufügen, daß satte Menschen keine Revolution machen, daß Leute, die ihre regelmäßige Arbeit haben, für Revolten nicht zu haben sind.

In den Jahren nach Ueberwindung der Inflation, als mit gepumpten Geldern eine industrielle Scheinblüte hervorgezaubert wurde, alle Welt zu essen hatte und sich kleiden konnte, versuchten die Kommunisten durch Animierumzüge mit reichlichem Aufwand an Schalmeienmusik und kräftigen Sprüchlein vergeblich, die „Volksseele zum Kochen" zu bringen. Die von der Arbeit kommenden Männer blieben nicht einmal stehen, um den Reden der Moskowiter zu lauschen. Und heute? Wenn Umzüge erlaubt wären? Wird nicht immer wieder versucht, an den Zahlstellen, wo die Arbeitslosen sich versammeln müssen, die Unglücklichen zu Unbesonnenheiten zu verführen.

Jede Lieblosigkeit, jede Hartherzigkeit gedankenloser Menschen, jeder Abbau, jede Lohnkürzung, die nicht aus eigener Not, sondern aus Eigennutz erfolgt, schafft ein Dutzend Verbitterter mehr. Jeder Wortstreit um die oder jene Rettungsmethode, und sei sie noch so gut gemeint, schafft neuen Zündstoff und Verwirrung. Der Reichskanzler hat ganz recht, wenn er sagt, „daß man Menschen, die der Verzweiflung nahe sind, nicht mit Auseinandersetzungen darüber trösten könne, daß nach den Gesetzen wirtschaftlicher Vernunft auf jedes wirtschaftliche Tief ein Hoch zu folgen pflegte. Deshalb müsse man

411 Stadt.Bibliothek S 839

rechtzeitig Dämme einbauen, damit die Fluten nicht über uns hinweggegangen seien, bevor die pirtschaftliche Erholung sichtbar werde, auch wenn diese Dämme nicht hundertprozentig der wirtschaftlichen Vernunft entsprächen."

Es ist wesentlich, daß man diese Dammbauten nicht durch ewiges Dazwischenfunken stört, wie es vordem geschah und auch heute noch geschieht, durch allerhand eigenartige Propheten und gerade durch Kreise, die beim Dammbruch am meisten, vielleicht sogar alles verlieren würden.

„Es ist Sache der Staatsgewalt", so sagt Michel, „uns und das Unsrige zu schützen. Wir bringen dafür schon Opfer genug." Ja, nur nicht das Opfer der Selbstdisziplin, der Bescheidenheit, des Verzichtes auf Bequemlichkeiten, die unverantwortlich sind, solange noch ein deutscher Junge, bleich und halbverhungert, vergeblich um Arbeit betteln muß. Da gilt es noch ganz gehörig aufrüttelnd zu wirken durch immer wiederholtes Aufzeigen der Folgen sinnloser Haltung und — durch eigenes Beispiel helfender wacher Liebe.

Wir sollen keine Schwarzseher sein, gewiß nicht. Wir sollen auch nicht von Hoffnungslosigkeit reden, solange noch eine Möglichkeit vorhanden ist, Not und Elend ins Gegenteil zu kehren, und es gibt noch genug solcher Möglichkeiten. Sie sind an dieser Stelle mehr als einmal dargelegt. Die Staatsführung kann viel tun, gewiß; der Reichskanzler hat seine Pläne auch aufgezeigt. Damit allein ist es aber nicht getan. Einen „Versorgungsstaat" können wir nicht brauchen, der ist nur ein Pleiteunternehmen, wie Rußland zeigt, wo nur die Bonzen regelrecht satt werden können. Der „Staat" — das sind wir alle, eine große, einzige Notgemeinschaft, die zusammenstehen muß und zusammenwirken muß, und jeder so gut, wie es möglich ist, dem anderen helfend.

Es ist keine überflüssige Mahnung, die aus den Darlegungen Drahns spricht. Die Bürgerkriegsdrohung der Kommunisten ist kein Ammenmärchen, sondern bitterer Ernst. Sie wird zum blutigen Ernst werden, wenn es nicht gelingt, die Mehrheit unseres Volkes mit aller Kraft zusammenzuschließen, und wenn diese Mehrheit nicht mit aller Kraft dafür sorgt, daß aus den Elenden dieser Zeit wieder froh Schaffende werden können.

Bauernelend!

Aus Kleinbauernkreisen sei einmal auf die Notlage dieses Standes hingewiesen. Nicht selten kommen auch in diesem Stand jetzt Leute zur Verzweiflung. Sie glauben, dieses arme Leben nicht mehr tragen zu können.

Nun sollte man meinen, daß in einer Zeit sozialer Hilfe und staatlicher Fürsorge so etwas gar nicht mehr möglich wäre. Aber es entwickelt sich auf dem Lande eine Armut, die die Lebensverhältnisse oft unerträglich gestaltet. Man braucht nur einmal Vergleiche zu ziehen von der Zeit vor dem Kriege und den gegenwärtigen Verhältnissen, um an Hand bestimmter Unterlagen nachzuweisen, daß irgendwelche Aenderungen in den Lebens- und Wirtschaftsbedingungen in der Landwirtschaft das dringendste Gebot der Stunde ist.

In einem Einnahmeverzeichnis vom Jahre 1911 finde ich Verkaufserlöse für Kälber von 45—50 Mark je Zentner. Für Kälber werden heute gezahlt 26 bis 33 Mark je Zentner, und dabei ist das Kalbfleisch im Laden bestimmt nicht billiger als im Jahre 1911.

Für Schweine bestand ein Preis von 62 Mark, wofür heute 50 bis 55 Mark je Zentner Schlachtgewicht erzielt werden. Rinder sind in unserer kleinen Landwirtschaft vor dem Kriege nicht verkauft worden, da die Kühe als Spannvieh immer lange in Anspruch genommen und dadurch alt wurden. Der Index für Rinder ist aber heute zum Vorkriegspreis 62 Proz., und ich muß oft hören, daß für Schlachtkühe 20 Mark je Zentner gezahlt werden. Dabei kostet das Ladenfleisch immer noch 70 bis 80 Pfennig je Pfund, und man sieht hier, daß die Spanne zwischen Erzeuger- und Verbraucherpreis in einem krassen Mißverhältnis steht.

Nicht anders liegt das Verhältnis bei dem Getreide. Im Jahre 1912 ist bezahlt worden für Roggen 9,50 je Zentner, während heute höchstens ein Preis von 7,50 dafür erreicht wird. Damals hatten wir einen Brotpreis von 10 bis 11 Pfennig je Pfund, während heute die Bäcker dafür 15 bis 16 Pfennig fordern. Es war also vor dem Kriege so, daß der Brotpreis gar nicht wesentlich über dem Getreidepreis lag, während heute für das Brot der doppelte Getreidepreis gefordert wird.

Die Berechtigung dieser großen Spanne soll hier nicht geprüft werden (sie wird von weiten Kreisen nicht anerkannt, zumal die große Erwerbslosigkeit besteht), sondern es soll nur das Verhältnis zwischen Gewerbe und Landwirtschaft, soweit beide in direkten Beziehungen zueinander stehen, näher beleuchtet werden.

Gewiß werden die Gewerbetreibenden nicht ganz mit Unrecht sagen, daß ja auch die Steuern und Lasten viel höher sind als vor dem Kriege. Ist das aber bei der Landwirtschaft nicht auch der Fall, trotzdem sie doch viel niedrigere Preise hat als vor dem Kriege?

Auch dafür will ich hier den Beweis führen. Im Jahre 1911 zahlten wir Einkommen- und Grundsteuer 37,48 Mark; im Jahre 1931 an Steuern zusammen 110 RM, also ein Mehr von 72,52 oder etwa das Dreifache. Für die Reichsunfallversicherung (Berufsgenossenschaft) hatten wir 1911 ganze 2,80 Mark abzuführen, dagegen im Jahre 1931 14,25 RM. Also auch hier das vier- bis fünffache. Wassergeld zahlten wir in unserer Gemeinde, da wir eine Wasserleitung hatten, vierteljährlich ca. 5 Mark, heute sind es in der gleichen Zeit 15 bis 20 RM. Für Schmiedearbeiten liegen mir Rechnungen aus dem Jahre 1914 und 1932 vor, sie zeigen, daß 1932 der Schmied seine Arbeit 100 bis 200 Prozent höher bewertet hat als vor dem Kriege. Von einer Rücksichtnahme auf die schlechten Preise und Absatzverhältnisse in der Landwirtschaft ist da nichts zu merken, und der Hinweis auf die teuren Kohlen und hohen Steuern ist bei den Landwirten in gleichem Maße berechtigt. Kann unter solchen Umständen die Landwirtschaft weiter bestehen? Ist nicht immer wieder von landwirtschaftlichen Organisationen die Rentabilität der Landwirtschaft gefordert worden? Wo bleibt heute ein Lohn für die Arbeit in der Landwirtschaft? Und wo eine Verzinsung des Anlagekapitals? Für eine Entschädigung für das Risiko und einen Ausgleich für Verluste langt es schon längst nicht mehr. Ist es denn nicht so, daß Kleinbauern heute ihr Schwein, das sie schlachten wollten, verkaufen müssen, um Schulden zu decken, sowie Zinsen zu bezahlen? Kann man doch beobachten, daß Vater und Sohn einen Mantel tragen, weil sie einen zweiten nicht kaufen können. Gewiß ist ein Grund für den wirtschaftlichen Verfall die mangelnde Kaufkraft der Erwerbslosen, ist denn nicht aber auch die Kaufkraft der Bauern zerstört? Das sind die Folgen der unvernünftigen Handelsvertragspolitik, die auf die deutsche Landwirtschaft gar keine Rücksicht nahm, der Industrie zuliebe. Das kann nicht so bleiben, wenn nicht alles verloren gehen soll! Braucht nicht gerade die Landwirtschaft Schuhwerk, Geräte, Maschinen u. a. in erhöhtem Maße? Müssen nicht die riesigen Mittel, die von Staats wegen für Siedelungszwecke ausgeworfen werden, verloren sein, wenn der Siedler eben keine Existenz findet? Wenn die mit der väterlichen angestammten Scholle vertrauten Bauern in erheblichem Maße verschulden und nicht existenzfähig sind, dann wird es bei dem Siedler erst recht nicht möglich sein.

Wenn der Bauer wurzellos wird, ist für den Staat Gefahr im Verzuge und der Bolschewismus unausbleiblich.

Wo sind die Parteien, die diesen Tatbestand erfaßt haben und für Abhilfe sorgen? Mit Agitation ist da allerdings nicht gedient, auch damit nicht, daß man mehr als ein Drittel aller Abgeordneten stellt.

SOS-Rufe gellen durch die Lande! Landvolk in Not! Nicht Idealismus bringt Aenderung, hier muß gehandelt werden. Vorsorge ist die beste Fürsorge. Mit Almosen ist dem Bauer nicht gedient. Wenn neben dem Heer der Erwerbslosen noch ein Heer von entwurzelten Bauern steht, gibt es keine deutsche Wirtschaft, keinen deutschen Staat. Hat der Bauer Geld — hat's die ganze Welt oder, wie es heute heißen muß: Ist der Bauer ohne Geld — fehlt es der ganzen Welt! Gibt es da eine andere Parole als: Bauern seid einig! und: Bauern vor die Front!

W. O.

Wann wird die Saar frei?

In den ersten Jahren nach der Besetzung des Saargebietes war in Frankreich allgemein die Ansicht vorhanden, daß es zum mindesten gelingen werde, die Saarbevölkerung bis zu der im Versailler Diktat festgesetzten Zeit für die Abstimmung im Jahre 1935 soweit zu haben, daß sie sich für Frankreich entscheiden werde. Als die Franzosen 1919 die Abstimmung haben konnten, fürchteten sie sie und lehnten sie ab. Aber bis 1935 glaubte man das Gebiet todsicher anschlußreif für Frankreich zu haben.

Es ist anders gekommen. Das darf ruhig schon jetzt gesagt werden. Auch die „autonomistische" Karte, die immer wieder bis in die allerjüngste Zeit hinein ausgespielt wurde, hat nicht gestochen und wird niemals stechen. Frankreich hat sich an der Saar in eine Sackgasse hineinmanövriert, aus der es nur einen einzigen Ausweg gibt, nämlich die völlige Umkehr und die restlose Freigabe dieses rein deutschen Landes.

Daß es den Franzosen nicht gelungen ist, an der Saar politische oder kulturelle Eroberungen zu machen, weiß man auch in Frankreich, namentlich in den maßgebenden Kreisen in Paris. Das haben in einer wirklich nicht zu überbietenden Deutlichkeit die von allen Parteien und in Frage kommenden sonstigen Organisationen immer wieder abgegebenen Erklärungen gezeigt, das hat insbesondere die Jahrtausendfeier jedem vernünftig urteilenden Menschen klar gemacht; denn sie war ein einziger Aufschrei gegen die politische, kulturelle und wirtschaftliche Vergewaltigung und gegen die Fremdherrschaft als solche, das ergreifendste Bekenntnis zu seinem Vaterlande, das ein Volk abzulegen in der Lage ist. Eindeutig ablehnend für Frankreich sind auch alle Wahlergebnisse an der Saar seit 1918 gewesen. Stets hat sich die Bevölkerung geschlossen für die deutsche Kandidatenliste entschieden. Trotz aller krampfhaften Versuche, Stimmen zu fangen, haben die Franzosenfreunde hierbei auf ihre Kandidatenlisten nur — sage und schreibe — weniger als ½ Prozent aller abgegebenen Stimmen vereinigen können. Das Saargebiet läßt sich weder ködern noch unterwirft es sich jemals dem französischen Willen!

Man sollte wirklich meinen, daß solche Stichproben, die Wahlen sind mehrfach als Probeabstimmung bezeichnet worden, genügen müßten, um die verantwortlichen Führer der französischen Politik zu einer Umkehr in der Saarpolitik zu veranlassen und Schluß mit dieser deutsch-französischen Streitfrage zu machen. Aber wo ist der maßgebliche Franzose, der sich hierzu bereitfindet? Sollte in Paris etwa das Beispiel von Elsaß-Lothringen vor Augen stehen? Wer kann es wissen. Es ist nicht zu leugnen, daß der endgültige und völlige Verzicht auf Elsaß-Lothringen nicht nur für weite Kreise des deutschen Volkes überraschend kam, son-

Die letzte Reise

des Schnelldampfers „Kaiser Wilhelm II." im Dienste des Norddeutschen Loyd in Bremen.

(Schluß.)

Die Reparatur konnte bei Tag- und Nachtarbeit in 40 Tagen ausgeführt werden, ebenso wurden während dieser Zeit die durch das Eindringen des Wassers entstandenen Schäden beseitigt und eine amtliche Revision der unter Wasser gewesenen Kessel vorgenommen. Am politischen Himmel sah es nach der Ermordung des Erzherzog Friedrich von Oesterreich sehr drohend aus, jedoch wurden die Gedanken des Schiffspersonals durch die Kollisionsarbeiten abgelenkt. Hierzu kam noch die Gerichtsverhandlung in London, in der der schuldige Teil der Kollision festgestellt werden sollte. Diese Verhandlung nahm zwei Tage in Anspruch und endete mit dem Freispruch der Schiffsleitung des Dampfers „Kaiser Wilhelm II." somit mußten die Unkosten der Reparatur von der Gegenpartei bezahlt werden.

Diese Verhandlung in London bedingte eine Eisenbahnfahrt von Southampton nach London und zurück. Während dieser Fahrt passierten wir dauernd Militär- und Sanitätskolonnen in kriegsmäßiger Ausrüstung, die auf dem Wege nach Southampton sich befanden, also dem englischen Kanal zustrebten und wahrscheinlich von London kamen. Da die Gerichtsverhandlung am 22. und 23. Juli stattfand, so ist daraus zu ersehen, daß auch England lange vor dem Ausbruch des Krieges Truppen nach dem Festland gesandt hat.

Ebenso war die große Flottenparade am 26. Juli nichts weiter als eine Zusammenziehung der Gesamtflotte von England, um im gegebenen Falle sofort eingreifen zu können.

Am 24. Juli konnten wir endlich das Trockendock verlassen. Das Schiff wurde dann für die kommende Reise am 29. Juli von Southampton nach Neuyork fertiggemacht.

Am 26. Juli, an einem Sonntag, bekam dann der Kapitän eine Geheimordre, nach der unauffällig Dampf aufgemacht werden sollte für die Reise nach Bremerhaven. Da an diesem Sonntag das ganze Personal zur Flottenschau gefahren war, konnte mit den wenigen an Bord gebliebenen Leuten wohl kaum die Vorbereitung getroffen werden, die Ausführung des Befehls verzögerte sich um einige Stunden, immerhin war die Maschinenanlage am Montag, den 27. Juli dampfklar und abfahrtbereit. Leider wurde nichts aus der Heimreise, und die Vorbereitungen zur Neuyork-Reise wurden weiter getroffen. Daß auch England nicht auf deutscher Seite stand, machte sich durch das Verhalten der Kohlenarbeiter bemerkbar, welche am 27. Juli sich weigerten, das Schiff fertig zu kohlen und auch nicht zu bewegen waren, die Arbeit fortzusetzen. Es mußte eben später die Reise mit einem geringeren Kohlenquantum angetreten werden. Dampfer „Kaiser Wilhelm II." trat dann fahrplanmäßig seine Reise von Southampton mit Post und Passagieren am 29. Juli nach Cherbourg an, ging dort wie üblich im Hafen zu Anker und trat auch von dort nach Uebernahme der Post und Passagiere die Reise nach Neuyork an.

Die Wetterwolken am politischen Himmel wurden immer bedrohlicher, die Radiostation fing manches Telegramm auf, welches den Ernst der Lage vor Augen führte. Des geringeren Kohlenquantums wegen wurde nicht mit der vollen Geschwindigkeit gefahren, um für eventuelle Fälle gerichtet zu sein. Am 1. August erreichte uns dann die Nachricht vom Krieg zwischen Rußland und Frankreich auf der einen und Deutschland auf der anderen Seite. Diese Nachricht löste sowohl bei den Passagieren als auch bei dem Schiffspersonal eine große Aufregung aus.

Es fand seitens der Schiffsleitung eine Kursänderung statt, und maschinenseits wurde alles getan, um im gegebenen Falle auf die größte Schiffsgeschwindigkeit gehen zu können. Die Reise verlief, Gott sei Dank, allen Befürchtungen gegenüber ereignislos. Am 5. August morgens erreichten wir ungehindert die amerikanische Küste und steuerten dann im Schutze der Dreimeilenzone Ambrose-Channel, die Einfahrt von Neuyork, an.

Der Dampfer „Kronprinz Wilhelm" auch vom Norddeutschen Lloyd, war noch am gleichen Tage unserer Ankunft morgens 1 Uhr fahrplanmäßig ausgelaufen. Das Schiff wurde auf See von deutschen Kreuzern als Hilfskreuzer ausgerüstet und hat 8 Monate lang auf seinen Kreuzerfahrten der feindlichen Handelsflotte großen Schaden zugefügt und ist dann, als es sich den übermächtigen Feinden gegenüber nicht mehr halten konnte, in den Hafen von Boston eingelaufen, um sich dort internieren zu lassen. Da am 5. August nun auch England den Krieg an Deutschland erklärte, bestand für den Dampfer „Kaiser Wilhelm II." keine Möglichkeit mehr, den Hafen von Neuyork zu verlassen, obgleich alle Vorbereitungen dazu getroffen waren. Die Stimmung in Amerika war ganz entschieden gegen Deutschland gerichtet, durch die Zeitungen wurde das Volk verhetzt. Die Zeitungen strotzten von Kriegslügen und Kriegsgreueln, letztere allerdings nur von den Deutschen verübt. Es war schon 1914 damit zu rechnen, daß Amerika sich im gegebenen Falle auf die Seite der Feinde Deutschlands stellen würde. Neutral ist Amerika nie gewesen, denn alle möglichen Betriebe wurden zu Munitionsfabriken umgearbeitet und lieferten die Munition an die Feinde Deutschlands.

Eine Steigerung der Hetze gegen Deutschland trat nach dem Untergang des Dampfers „Lusitania" ein; Amerika gebärdete sich, als wenn es sein eigenes Schiff gewesen wäre, trotzdem einwandfrei festgestellt worden war, daß die „Lusitania" als Hilfskreuzer ausgerüstet war und daß der Dampfer amerikanische Munition für England an Bord hatte.

Für die Besatzung des Dampfers „Kaiser Wilhelm II." kamen unruhige Tage, die Nachrichten vom Kriegsschauplatz ließen für Deutschland das Schlimmste befürchten

dern mehr noch für die Franzosen, die in territorialen Fragen solcher Art ein außergewöhnlich stark ausgeprägtes Gefühl haben.

Wenn man in Paris tatsächlich solche Hoffnungen hegen sollte, so würden sie ganz bestimmt restlos getäuscht werden. Eine solche Spekulation wäre nicht nur völlig abwegig, sondern geradezu eine politische Dummheit erster Güte. Sie muß fehlschlagen, und zwar hundertprozentig. Denn es steht ohne Zweifel fest, daß das ganze deutsche Volk ohne Rücksicht auf die Verschiedenheit seiner weltanschaulichen, politischen und wirtschaftlichen Einstellung um keinen Preis mit einer gleichwie gearteten Lösung der Saarfrage, die nicht die völlige Rückgliederung des ganzen Saargebiets an Deutschland bedeutet, jemals einverstanden sein wird. Nur die restlose Wiedergutmachung des schweren Saar-Unrechts kann für uns als Lösung in Frage kommen. In dieser Beziehung gibt es keinen Kompromiß!

Auch die Kreise, die sich immer wieder mit Nachdruck für eine Verständigung mit Frankreich einsetzten, haben nie ein Hehl daraus gemacht, daß es in der Saarfrage keinerlei territoriale Konzessionen geben kann. Auch sie haben des öfteren mit aller Deutlichkeit betont, daß sie die Vereinigung des deutsch-französischen Gegensatzes an der Saar im Sinne des Willens der Saarbevölkerung und des deutschen Volkes fordern und als eine wesentliche Voraussetzung für eine ehrliche Aussöhnung der beiden Völker ansehen.

In der Tat, wenn auch Frankreich eine ehrliche Befriedung zwischen sich und uns wünscht, dann muß es sich dazu entschließen, das Saargebiet vorbehaltlos frei zu geben; denn so lange die Saar nicht von ihren Fesseln befreit ist, kann es nicht einmal zu einem anständigen Nebeneinanderleben kommen, geschweige denn zu einer ehrlichen Zusammenarbeit an der Lösung der großen Weltprobleme, die, auf lange Sicht gesehen, für die Zukunft beider Völker von der allergrößten Bedeutung sind.

Der Endkampf um die Zukunft des deutschen Saarlandes muß geführt werden. Es bleibt uns, wie die Dinge liegen, gar nichts anderes übrig, als weiter zu kämpfen, wie bisher. Vielleicht mit noch größerem Elan, bis zur Volksabstimmung im Jahre 1935. Dann aber werden sie fallen, die Fesseln, ganz und für alle Zeiten! Dafür wird das Saarvolk sorgen und mit ihm wird dann das ganze Deutschland jubeln: Endlich frei! Wiedervereinigt für immer in unserem lieben deutschen Vaterlande!

Karl Ollmert.

Das Abkommen mit Frankreich

Reichswirtschaftsminister Dr. Warmbold über die Neuregelung der deutsch-französischen Wirtschaftsbeziehungen.

Berlin, 6. Januar.

Reichswirtschaftsminister Dr. Warmbold hat dem Berliner Vertreter eines Pariser Finanzblattes zu dem kürzlich abgeschlossenen deutsch-französischen Abkommen die folgende Erklärung abgegeben: „In den letzten Tagen des alten Jahres ist die staatliche Regelung der wirtschaftlichen Beziehungen zwischen Deutschland und Frankreich durch eine Reihe von Abkommen an die veränderten wirtschaftlichen Verhältnisse angepaßt worden. Mein französischer Kollege, Herr Handelsminister Julien Durand, hat sich bereits mehrfach zum Abschluß dieser Wirtschaftsabkommen öffentlich geäußert.

Wie er, so begrüße auch ich es, daß es in zweifellos schwierigen Verhandlungen durch die verständige Haltung beider Teile gelungen ist, zu einem Ausgleich zu gelangen.

Wie er, so bin auch ich der Meinung, daß die so gefundene Grundlage die Möglichkeit zu vertrauensvollem Zusammenarbeiten der beiden größten kontinentaleuropäischen Wirtschaftsmächte Deutschland und Frankreich bilden kann, ohne deren gemeinsame Arbeit die notwendige Neuordnung der europäischen Wirtschaftsverhältnisse Stückwerk bleiben muß."

An zuständiger Stelle ist von einer stattgefundenen oder beabsichtigten Aussprache zwischen Reichskanzler von Schleicher und Gregor Strasser nichts bekannt.

Im Zeichen der „Abrüstung"

Wesentliche Verstärkung der französischen Grenzgarnisonen.

Paris, 6. Januar.

Nach Abschluß der umfangreichen Befestigungsarbeiten an der französischen Ostgrenze wird eine völlige Neuorganisation in den Garnisonen in dem ehemaligen Reichsland Elsaß-Lothringen durchgeführt. Durch eine Verordnung des Präsidenten der französischen Republik sind laut „Matin" der Kriegsminister und der Generalstab ermächtigt worden, alle ihnen nützlich erscheinenden Maßnahmen zu treffen, um die Sicherheit der Ostgrenze zu garantieren.

Durch Verstärkung der Grenzgarnisonen sollen neue Truppeneinheiten geschaffen werden, die für die Befestigungsanlagen an der Ostgrenze bestimmt sind. Es handelt sich dem Blatt zufolge neben Fußartillerie und Pionierabteilungen insbesondere um die Verstärkung von Infanterie und Feldartillerie, die dauernd in die Befestigungsanlagen gelegt werden und eventuell für die Verteidigung ihres Frontabschnittes eingesetzt werden sollten.

Zu diesem Zwecke würden acht französische Infanterieregimenter besonders zusammengesetzt und verstärkt werden, und zwar zwei zu je sechs Bataillonen, zwei zu je fünf Bataillonen und vier zu je vier Bataillonen. Ebenso würden die motorisierten Artillerieabteilungen der Grenzbefestigungsgegend umfassen: ein Regiment mit acht leichten und vier schweren Batterien und eine Abteilung mit vier leichten und zwei schweren Batterien. Die Luftschutzabteilungen würden von vier auf sechs erhöht werden.

Am französisch-deutschen Grenzabschnitt werde diese Reorganisation bedeutende Aenderungen in der Garnisonierung mit sich bringen. Diese Verstärkung der an der Grenze stehenden Regimenter bringt nach der Matinmeldung eine Verringerung der Truppenbestände anderer Divisionen mit sich. Die Umstellung soll am 1. April durchgeführt sein.

China protestiert

Zurückziehung der japanischen Truppen verlangt.

Nanking, 6. Januar.

Die chinesische Regierung hat dem japanischen Gesandten eine Note zugehen lassen, in der gegen das japanische Vorgehen in Schanhaikwan protestiert und die Zurückziehung der japanischen Truppen sowie die Bestrafung der an den Zwischenfällen der letzten Tage schuldigen japanischen Offiziere und Mannschaften gefordert wird. Die chinesische Note verlangt ferner Vorkehrungen gegen künftige Zwischenfälle dieser Art und behält der chinesischen Regierung das Recht vor, Schadenersatz zu verlangen.

Amerika wartet ab

Keine Intervention wegen Schanhaikwan.

Washington, 6. Januar.

Ueber die amerikanische Haltung gegenüber den Ereignissen von Schanhaikwan verlautet von maßgebender Seite, die amerikanische Regierung beabsichtige, weder Truppen noch Kriegsschiffe an den Schauplatz der Zusammenstöße zu entsenden. Sie beschränke sich auf eine Mißbilligung des japanischen Vorgehens und würde Konferenzen mit den europäischen Mächten erst dann erwägen, wenn die fremden Niederlassungen in Tientsin und Peking bedroht werden sollten.

Sperrung des Amazonas

Rio de Janeiro, 6. Januar.

Die brasilianische Regierung hat beschlossen, den im Jahre 1851 zwischen Brasilien, Peru und Columbien abgeschlossenen Vertrag zu kündigen. Die Kündigung zieht automatisch die Verhängung der Blockade auf dem Amazonenstrom nach sich.

Der Reichspräsident empfing den Kolonialstaatssekretär a. D. Exzellenz von Lindequist.

Die Schuldner sollen zahlen

Die Kriegsschuldendebatte im amerikanischen Senat.

Washington, 6. Januar.

Im amerikanischen Senat hat die große Auseinandersetzung über die Kriegsschuldenfrage begonnen. Wie vorauszusehen war, gehen die Ansichten der beiden Parteien über die Zweckmäßigkeit einer Herabsetzung der Kriegsschulden auseinander, doch besteht auf allen Seiten des Hauses Einmütigkeit darüber, daß die Schuldner, die am 15. Dezember in Verzug geraten sind, ihren Verpflichtungen nachkommen müssen, ehe Verhandlungen über eine Neuregelung der Schuldenfrage mit ihnen eingeleitet werden können.

Die Senatsdebatte über die Kriegsschulden wurde von dem republikanischen Senator Johnson eingeleitet, der in einer fast dreistündigen Rede sich gegen jede Herabsetzung der Kriegsschulden aussprach. Die Erwerbslosigkeit und der Fehlbetrag im Haushalt sowie die hungernden Volksmassen, machten es Amerika unmöglich, eine Revision der Schuldenabkommen vorzunehmen. Johnson griff Hoovers Vorschlag an, der dahin ging, eine Kriegsschuldenkommission zur Regelung der Schuldenfrage zu schaffen. Er wies darauf hin, daß keine Siegernation auch nur daran denke, erobertes Land zurückzugeben. Das einzige Bestreben sei vielmehr, die finanziellen Lasten des Krieges Amerika aufzubürden.

Senator Borah befürwortete eine Schuldenrevision als einen Teil des großen internationalen Programms zur Belebung des Handels, das eine Ausdehnung des Marktes, eine Erhöhung der Rohstoffpreise, Einführung der Silberwährung und die Abrüstung umfasse. Er schlug weiter vor, daß auf der Weltwirtschaftskonferenz alle diese Fragen mit Einschluß der Kriegsschuldenfrage behandelt würden.

Der dem Schatzamt nahestehende Senator Reed sprach sich scharf gegen eine Schuldenstreichung aus und protestierte gegen Verhandlungen mit Frankreich, solange die Dezemberrate nicht bezahlt sei.

Er lobte England dafür, daß es trotz großer Schwierigkeiten seinen Verpflichtungen nachgekommen sei, und gab der Hoffnung Ausdruck, daß man Großbritannien vor oder nach dem 4. März Entgegenkommen zeigen werde. Es wäre nach seiner Ansicht lächerlich, Frankreich in der gleichen Weise zu behandeln.

•

Aufschub deutscher Zahlungen

Die Reichsregierung hat dem amerikanischen Schatzsekretär Mills mitteilen lassen, daß sie sich angesichts der schwierigen Finanzlage Deutschlands gezwungen sieht, von dem Recht, die am 31. März fällige Zahlung an Mixed Claims (die sogenannten gemischten Schulden) und Besatzungskosten in Höhe von 33 Millionen Mark aufzuschieben, Gebrauch zu machen.

Deutschland hat damit zum zweiten Male von dem Aufschubsrecht, das in dem seinerzeit abgeschlossenen deutsch-amerikanischen Abkommen niedergelegt war, Gebrauch gemacht. Bei den Zahlungen handelt es sich um den Ersatz gewisser Schäden und um die Erstattung von Unkosten während der amerikanischen Besetzungszeit.

Torpedierung bei Gefahr

Paris, 6. Januar.

Ein französisches Torpedoboot hat sich in die Nähe des brennenden Dampfers „Atlantique" begeben, um das Schiff zu torpedieren, falls es gegen einen Hafen getrieben werden sollte und dort andere Fahrzeuge in Gefahr bringen würde.

Senatsausschuß gegen Alkoholverbot

Washington, 6. Januar.

Der mit dem Studium der Prohibitionsfrage befaßte Rechtsunterausschuß des Senats hat sich für die Abschaffung der Prohibition ausgesprochen. Die dem Ausschuß vorliegenden Anträge sehen einen Schutz der Staaten vor, die trocken bleiben wollen.

---

und mußten jeden Deutschen erregen, bis dieselben dann als Lügen erkannt werden konnten. Die Beschäftigung an Bord konnte nicht voll aufrecht erhalten werden, so daß viele versuchten, an Land ihr Brot zu verdienen, es war natürlich auch sehr schwer, Arbeit zu bekommen, die nicht gegen unser deutsches Vaterland gerichtet war. Es währte auch nicht lange, so kamen die Nachrichten über die erlittenen Verluste aus der Heimat, der eine mußte den Sohn betrauern, der andere den Bruder oder Vater. Alles dieses lag schwer auf der Besatzung, die verurteilt war, im fremden Lande tatenlos zuschauen zu müssen. Zu Beginn des Krieges machten viele den Versuch, auf einem neutralen Schiff in die Heimat zu gelangen, nur wenigen ist es geglückt, die meisten wurden während der Ueberfahrt von den Krieg gegen Deutschland führenden Mächten von den Schiffen heruntergeholt und in Gefangenschaft geführt, wo dieselben bis zum Ende des Krieges bleiben mußten. Das Leben auf den in den amerikanischen Häfen internierten Schiffen gestaltete sich wenig abwechslungsreich. Wenn es auch an Arbeit nicht fehlte, da die Anlage in Ordnung und betriebsfähig gehalten werden mußte, so fehlte doch die Freude an der Arbeit, da man das Ende nicht absehen konnte.

Am 31. 1. 1917 trat dann das schon so lange Befürchtete ein, Amerika hatte die diplomatischen Beziehungen mit Deutschland abgebrochen. Die Folge war, daß sofort alle in dem Hafen liegenden deutschen Schiffe besetzt wurden, es durfte von der Besatzung niemand mehr das Schiff verlassen. Dieser Zustand wurde nach einigen Tagen etwas gemildert. Man erteilte bis zu 24 Stunden Urlaub auf einen Ausweis hin, der täglich erneuert werden mußte.

Da schon längere Zeit vorher der Abbruch der diplomatischen Beziehungen erwartet war, und man auch davon überzeugt war, daß Amerika nun in den Krieg gehen würde auf seiten der Feinde Deutschlands, und man andererseits nicht gewillt war, die Schiffe ganz unbeschädigt in die Hände der Feinde fallen zu lassen, so wurde auf ein verabredetes Stichwort hin auf allen in Amerika liegenden Schiffen die Maschinenanlage so zerstört, daß der Feind längere Zeit brauchte, um dieselbe wieder betriebsfähig zu machen. Somit waren diese Arbeiten schon ausgeführt, als das Beobachtungspersonal an Bord kam, nach dem Abbruch der diplomatischen Beziehungen. Verwunderlich erscheint es heute, daß die Leute von den Schäden nichts bemerkten, da ja zwischen dem Abbruch der diplomatischen Beziehungen und dem Ausbruch des Krieges noch über 2 Monate Zeit lagen, die anders von Amerika hätten ausgenutzt werden können. Schwer ist es wohl jedem Ingenieur geworden, Hand zum Zerstören an die Maschinen anzulegen, die solange von ihnen bearbeitet wurden, und an die sie ihr Bestes gaben, um dieselben immer auf Volleistung halten zu können. Es ist aber ganz sicher, daß wohl viele der Ingenieure noch ganz anders gehandelt hätten, wenn ihnen nicht bestimmte Vorschriften gegeben worden wären, in deren Rahmen sie sich zu halten hatten. Am 6. April 1917, auf einem Karfreitag, erklärte Amerika an Deutschland den Krieg. Schon um 5 Uhr morgens wurde die Besatzung des Dampfers „Kaiser Wilhelm II." aus den Kojen gejagt und das Schiff von der amerikanischen Regierung beschlagnahmt.

Die gesamte Besatzung vom Schiffsführer bis zum Jungen und Kohlenzieher wurde zuerst auf Ellis Eyland gebracht mit all den anderen Schiffsbesatzungen in dem Neuyorker Hafen, später kamen sie in das Internierungslager in Hotsprings in North Carolina und zuletzt in das Lager in Fort Oyletorp in Georgia, wo dieselben bis zum 30. Juni 1919 blieben, um dann mit einem vom Norddeutschen Lloyd genommenen Dampfer über Charleston nach Deutschland geschickt zu werden.

Dampfer „Kaiser Wilhelm II." wurde auf dem schnellsten Wege mit den anderen deutschen Schiffen wieder instandgesetzt und konnte nach sieben Monate langer Reparatur seine erste Reise mit Truppen nach England machen. Das Schiff hat in der Zeit des noch währenden Krieges infolge seiner Geschwindigkeit als Truppentransporter dem Feinde große Dienste und unserem deutschen Vaterlande ungeheuren Schaden getan.

Schreiber dieses hatte Gelegenheit, auf einem Urlaubsaufenthalt in Neuyork, den er zum Begräbnis seiner in Brooklyn verstorbenen Frau aus dem Internierungslager erhalten hatte, das Schiff, dessen Maschinenanlage er so lange betreut, mit Truppen aus dem Neuyorker Hafen fahren zu sehen. Nach dem Kriege wurde das Schiff außer Dienst gestellt und hat, soweit wie bekannt, keine Verwendung mehr gefunden. So hat das stolze Schiff ein unrühmliches Ende genommen. Jedem deutschen Seemann geht es noch heute wie ein Stich durchs Herz, wenn er sehen muß, daß auch noch die besten deutschen Schiffe von vor dem Kriege unter fremder Flagge den deutschen Reedereien Konkurrenz machen.

Herm. Beyersdorff,
z. Z. leitender Ingenieur des Schnelldampfers K. W. II.
Wesermünde-Lehe, im Oktober 1932.

Hinweis.

Die Zeiten ändern sich . . . !

Früher galt es als selbstverständlich, daß man gute Ware nur zu einem hohen Preise und zu niedrigen Preisen nur minderwertige Qualitäten erhielt.

Das System des Direkt-Kaufes aus dem Wiesental, dem sogenannten Webland, hat dies grundsätzlich geändert. Heute erhalten Sie die berühmten Wiesentaler Webwaren zu beispiellos billigen Preisen.

Die weithin bekannte Textilmanufaktur Haagen veranstaltet zur Zeit einen groß angelegten Volksversorgungsverkauf und beweist damit klar und einwandfrei, wie zu Pfennigpreisen bereits die wertvollsten Webwaren erhältlich sind.

Benützen Sie auch diese günstige Gelegenheit und geben Sie aus dem Inhalt des hier beigefügten Prospektes eine Probebestellung auf, damit die Firma ihre Leistungsfähigkeit beweisen kann.

Eine bessere Sparmöglichkeit dürfte es auch für Sie nicht geben.

Papen als Vermittler

Bemühungen um die Eingliederung der NSDAP. in eine nationale Konzentration.

Düsseldorf, 6. Januar.

Reichskanzler a. D. von Papen äußerte sich einem Pressevertreter gegenüber auf Befragen zu den Gerüchten, die im Zusammenhang mit seiner Aussprache mit Adolf Hitler in Köln in einem Teil der Presse aufgetaucht sind. Herr von Papen sagte dazu folgendes:

„Anläßlich meiner Reise nach Düsseldorf zu meiner Mutter habe ich mit Herrn Hitler eine politische Aussprache in Köln gehabt. Wie mir mitgeteilt wird, knüpft ein Teil der Berliner Presse an die Meldung hierüber Kommentare, die frei erfunden sind, so insbesondere die Darstellung, als ob die Unterredung mit Herrn Hitler eine Spitze gegen den Reichskanzler oder die gegenwärtige Regierung gehabt habe. Das Gegenteil ist der Fall.

Die Aussprache hat sich ausschließlich um die Lösung der Frage gedreht, der schon die Arbeit des letzten Halbjahres gewidmet war, der Frage der Eingliederung der NSDAP. in eine nationale Konzentration."

Aussprache Hitler—Papen

München, 5. Januar.

Die Nationalsozialistische Korrespondenz bestätigt die in verschiedenen Berliner Blättern wiedergegebene Meldung, wonach zwischen Adolf Hitler und dem früheren Reichskanzler von Papen in Köln eine Unterredung stattgefunden hat. Es habe sich dabei, so schreibt die Korrespondenz, lediglich um eine zwanglose Unterredung über die politischen Vorgänge der letzten Wochen gehandelt. Die Zusammenkunft habe im Hause eines Freundes der NSDAP. in Köln stattgefunden.

Wie die „Tägliche Rundschau" ergänzend mitteilt, hat die etwa anderthalbstündige Aussprache in Köln in der Wohnung des Freiherrn von Schröder stattgefunden. Das Blatt fügt hinzu, es seien die Möglichkeiten erwogen worden, noch einmal den Versuch einer Kanzlerschaft Hitlers zu unternehmen. Bei den guten persönlichen Beziehungen des Herrn von Papen zum Reichspräsidenten hofften die Beteiligten anscheinend, daß Herr von Papen Hindenburg umstimmen könne, seine bisherigen Bedenken gegen die Kanzlerschaft Hitlers fallen zu lassen.

*

Unterredung Schleicher—Braun.

Die angekündigte Aussprache zwischen dem Reichskanzler von Schleicher und dem preußischen Ministerpräsidenten Braun findet am heutigen Freitag statt.

Wahlkampf in Lippe

Hitlerrede in Detmold.

Detmold, 6. Januar.

Die Nationalsozialisten eröffneten den Landtagswahlkampf in Lippe mit mehreren Kundgebungen. In Detmold sprachen der Führer der nationalsozialistischen Fraktion im Preußischen Landtag, Kube, und Adolf Hitler.

Hitler führte u. a. aus, wer das Volk nicht erobere, der versperre sich jede Straße, auch die Wilhelmstraße. Wenn man meine, die nationalsozialistische Welle hätte nachgelassen, so sage er, diese Welle werde wiederkommen. Er werde sich treu bleiben und auf seine Stunde warten.

In Bad Salzuflen sprach der Berliner Gauleiter Reichstagsabgeordneter Dr. Goebbels. Er erklärte, daß die lippischen Landtagswahlen von der gesamten deutschen Oeffentlichkeit mit größter Spannung verfolgt würden, da es hier um die Lösung der deutschen Frage gehe.

Anhalt fordert ein verfassungsänderndes Reichsgesetz. Der anhaltische Ministerpräsident hat der Reichstagsfraktion der NSDAP. den Entwurf eines Ermächtigungsgesetzes zugeleitet, wonach den Länderregierungen gestattet werden soll, bei ihren Maßnahmen, die sie auf Grund der Reichsverordnung zur Sicherung der Haushalte von Ländern und Gemeinden treffen, von den Grundrechten der Reichsverfassung abzuweichen. Die NSDAP. bezweckt damit, wie es heißt, im Gegensatz zu der Auffassung des Staatsgerichtshofs, auch die Gehälter der höheren Staats- und Gemeindebeamten entsprechend weiter zu kürzen, ohne daß die wohlerworbenen Rechte der Beamten verletzt werden könnten.

„Atlantique"-Wrack geborgen

Die Schiffstragödie im Kanal. — Erschütternde Schilderungen der Ueberlebenden.

Paris, 6. Januar.

Bei der Brandkatastrophe auf dem französischen Ozeandampfer „Atlantique" haben entgegen den ersten Berichten, nunmehr zahlreiche Mitglieder der Besatzung den Tod gefunden. Nach den vom Ministerium für die Handelsschiffahrt bestätigten Listen der Südatlantischen Schiffahrtsgesellschaft, der der Dampfer gehört, befanden sich insgesamt 229 Offiziere und Mannschaften an Bord, als der Dampfer den Hafen Pauillac verließ. Insgesamt sind in Cherbourg bisher 211 Mann der Besatzung von verschiedenen ausländischen Dampfern an Land gesetzt worden, so daß als vermißt achtzehn Mann gelten. Man nimmt an, daß sie erstickt oder ertrunken sind. Nach einer anderen Meldung werden 19 oder 21 Matrosen der „Atlantique" vermißt.

Von den Geretteten befinden sich 27 Verletzte im Hospital von Cherbourg. Die meisten Verletzungen sind leichter Art, nur zwei geben zu einiger Besorgnis Anlaß. Unter den Schwerverletzten befinden sich der Bordarzt und ein Schiffsingenieur.

Das Wrack der „Atlantique" trieb, nachdem es von der Mannschaft verlassen worden war, nach Norden ab, und war 24 Stunden später bei Weymouth von der englischen Küste aus sichtbar. Die französischen Behörden haben daraufhin sofort einen Schlepper nach der englischen Küste zu in See geschickt. Die „Atlantique" stand währenddessen noch immer vom Bug bis zum Heck lichterloh in Flammen. Von den Hilfsschiffen wurde dabei beobachtet, wie durch ein großes Leck Wasser in den Schiffskörper eindrang.

Zu dieser Zeit befanden sich ein französischer Torpedobootszerstörer und acht Schlepper in der Nähe des Wracks. Die Geschwindigkeit, mit der sich das Wrack der englischen Küste näherte, war erheblich.

In Cherbourg hat inzwischen in Anwesenheit des Ministers für die Handelsmarine, Meyer, eine Untersuchungskommission ihre Arbeiten aufgenommen. Minister Meyer teilte nach längeren Besprechungen schließlich mit, man habe das Schiff verloren gegeben, wolle aber trotzdem versuchen, den Schiffsrumpf möglichst nach Cherbourg zu schleppen. Ueber die Ursache des Brandes und darüber, wie er so überraschend schnell um sich greifen konnte, sei bisher nichts Näheres zu erfahren, und vielleicht werde es unmöglich sein, jemals darüber genauen Aufschluß zu erhalten.

Der Minister unterhielt sich lange mit den geretteten Mitgliedern der Besatzung und zollte den heroischen Bemühungen der deutschen, holländischen und englischen Seeleute, die am Rettungswerk teilnahmen, dankbare Anerkennung.

*

Einschleppung der „Atlantique"

Weymouth, 6. Januar.

Nach harten Anstrengungen ist es schließlich den Schleppern gelungen, das Wrack der „Atlantique" festzumachen und in Schlepptau zu nehmen. Die Schlepper nahmen dann Kurs auf Weymouth. Das Wrack stand noch immer in hellen Flammen.

Dank an die Hapag

Die Hamburg-Amerika-Linie hat von der Compagnie de Navigation Sudatlantique folgendes Telegramm erhalten:

„Tiefgerührt über Ihr Telegramm danken wir Ihnen aufrichtig für Ihre herzliche Anteilnahme und für die durch Ihr Motorschiff „Ruhr" in so hohem Maße bewiesene Solidarität der Schiffahrt."

Ebenso hat auch der Norddeutsche Lloyd ein Danktelegramm für seine Beileidsbezeugung erhalten.

Halbmast für Dr. Cuno

Berlin, 6. Januar.

Aus Anlaß der Beisetzung des Reichskanzlers a. D. Dr. Cuno setzen am 6. Januar die Reichskanzlei und die Reichsbehörden in Hamburg die Flaggen auf Halbmast.

Calvin Coolidge †.

New York, 6. Januar.

Der ehemalige Präsident der Vereinigten Staaten und Amtsvorgänger Hoovers, Calvin Coolidge, ist im Alter von nicht ganz 60 Jahren gestorben. Seine Frau, die vorübergehend aus der Wohnung abwesend war, fand ihn bei ihrer Rückkehr tot auf. Seit etwa zwei bis drei Wochen hatte Coolidge unter einer Magenerkrankung zu leiden. Als Todesursache wird eine Herzaffektion angenommen.



Coolidge war der 30. Präsident der Vereinigten Staaten. Geboren am 4. Juli 1872 als Sohn eines Farmers, widmete er sich dem Rechtsstudium und wurde schon in jungen Jahren Präsident einer Bank. 1912 wurde er Senatsmitglied und bekleidete bald darauf den Gouverneurposten im Staate Massachusetts. Er behielt dieses Amt bis 1921, als er Boston nach seiner Wahl zum Vizepräsidenten der Vereinigten Staaten mit Washington vertauschte. Als dann Präsident Harding im August 1923 starb, folgte ihm Coolidge automatisch nach der amerikanischen Verfassung. Im Sommer 1924 wurde er als Kandidat der Republikaner für die nächste Amtsperiode (März 1925 bis März 1928) aufgestellt und mit sehr großer Mehrheit auch zum Präsidenten gewählt. Seine eigene Amtszeit ist gekennzeichnet durch seine Ablehnung des Völkerbundes und seine Bemühungen um eine wirksame Abrüstung. Er war der Ansicht, daß die Kriegsschulden der Alliierten an Amerika bezahlt werden müssen, und trat für Aufrechterhaltung des Hochschutzzolles ein, der dem Land seinen hohen Wohlstand bringe. Der Mißerfolg der amerikanischen Politik bei der Genfer Seeabrüstungskonferenz im Dezember 1927 bestärkte ihn in seiner Absicht, sich als Kandidat für die nächste Präsidentenwahl nicht mehr aufstellen zu lassen. Am 4. März 1929 trat Coolidge verfassungsgemäß zurück und nahm gleich darauf das Amt des Direktors der New Yorker Life Insurance an.

Der große Schweiger, so hieß der Präsident, weil er in seiner politischen Tätigkeit und auch im politischen Kampfe die Taktik des Schweigens zur höchsten Kunst ausgebildet hatte, erfreute sich, zumindest in den ersten beiden Dritteln seiner Amtszeit, ganz außerordentlicher Beliebtheit. In jene Zeit fiel die Hochblüte der amerikanischen Prosperität mit all ihren Folgeerscheinungen auf wirtschaftlichem und geistigem Gebiet.

Freundliche Bitte!

Von Montag (13. 2.) bis Samstag (18. 2. 1933) vormittags findet in Bethel wieder ein

Posaunenlehrgang

statt. — Dankbar wären wir, wenn wieder, wie voriges Jahr, für alle auswärtigen Gäste freie Schlafquartiere angemeldet würden. — Vielen Erwerbslosen würde dadurch eine große Freude bereitet werden.

Anmeldungen werden wieder an Diakon W. Duwe, Saronweg 9, erbeten.

Kirchliche Nachrichten der Zionsgemeinde in Bethel.

Sonntag, 8. Januar: 8½ Uhr Pastor Bischoff. 9 Uhr Pastor Schlatter. 10 Uhr Pastor Lic. Schmidt. 11½ Uhr Kindergottesdienst. Montag 20¼ Uhr in Gosen Gemeindebibelstunde. Donnerstag 19½ Uhr Pastor Greve.

Kirchl. Nachrichten für Schildesche.

Sonntag, den 8. Januar: 10 Uhr vorm. Hauptgottesdienst, Pastor Hopmann. 1½ Uhr nachm. Kindergottesdienst.

Zweck und Ziel der Menschenschöpfung.

Eine heilsgeschichtliche apologetische Studie von **Erich Sauer, Wiedenest. Geb. 3.—, geh. 1.80 Mk.**

Aus dem vielseitigen Inhalt:

Warum und wozu hat Gott die Welt geschaffen?
Warum hat Gott den Sündenfall zugelassen?
Inwiefern ist der biblische Schöpfungsbericht wissenschaftlich haltbar?
Sind die Schöpfungstage Perioden oder buchstäbliche Tage.
Die Revolution in der Engelwelt.
Gab es vor der Erschaffung des Menschen schon Tod in der Welt?
Der Mensch als Erlöser der Erde.
Das Paradies als Grundlage, Programm und Ziel der Weltgeschichte.
Die Erde als heilsgeschichtlicher Mittelpunkt des Weltalls.
Das vierfache Herrlichkeitserbe der Erlösten in der Ewigkeit.

Beste Empfehlungen in Heilig dem Herrn, Auf der Warte, Allianzblatt, Wahrheitszeuge, Gärtner, Oelberg, Lehrerbote u. v. a.

Wichtig für jedermann, besonders auch für Reichsgottesarbeiter.

Zu beziehen durch die Buchhandlung
W. Gauer, Wiedenest, Kr. Gummersbach
Postscheckkonto Köln 40411. [Rheinland

Albert Krabbenhöft Gütersloherstraße Nr. 11
DROGEN FOTO FARBEN
LEBENSMITTEL Weine . Verbandstoffe
Fotoarbeiten sauber . schnell . preiswert
Abzüge 6x9=10 Pf. 9x12=15 Pf.
Fachmännische Beratung . 30jährige Erfahrung

Das Dorotheenheim des Evangelischen Frauenashl-Vereins, Düsseldorf, Dorotheenstr. 85

bildet evangelische junge Mädchen von 18 Jahren an als Säuglings- und Kleinkinderpflegerinnen aus.
Einjähriger praktischer und theoretischer Lehrkursus mit staatlicher Abschlußprüfung.
Beginn der Kurse: 1. April und 1. Oktober. Verpflegung und Schulgeld monatlich 50 RM. — Näheres durch die Oberin.

M. v. Brandt
Bielefeld, Schillerplatz 12
An- und Verkauf von Grundstücken; vorschußfreie Vermittlung von Hypotheken; Uebernahme von Hausverwaltungen und Versicherungen.
Beihilfe in Rechts-, Miet- und Versicherungsschaden-Sachen.

Stellengesuche und Angebote haben im „Aufwärts" großen Erfolg!

Notstand!

Ich verkaufe meinen **Echten Tilsiter Vollfettkäse,** hergestellt aus garantiert reiner Vollmilch, mit 48/52% Fett i. T. zu Mk. –,67 pro Pfd. im Postkolli gegen Nachnahme, franko. – Sie helfen mir, wenn Sie bestellen und mich weiter empfehlen.
Friedrich Stotzka, Jedwilleiten, Post Motzweihen. Tilsiter Niederung.

Der Einzelne und seine Kirche
Ein Wort zur Besinnung.
Von P. H. Wilm . . . 5 Pfg.
Schriftenniederlage der Anstalt Bethel bei Bielefeld
Postscheckkonto Hannover Nr. 49657.

Radio Geräte erster Firmen
Reparaturen
in eigener Werkstatt, schnell u. preiswert.
Spezialhaus Ingenieur P. WEBER, Kesselbrink-Ecke-Kavalleriestr.

Bethel.

— Heute, Freitag, den 6. Januar, abends 7½ Uhr in Zion, findet eine Epiphaniasfeier und Verabschiedung von Pastor Personn und Frau, Diakon Nickel und Frau und Fräulein Bertha Johanssen statt.

— **Die Orgelstunde,** die für den 7. Januar vorgesehen war, wird wegen der Gebetswoche auf Sonnabend, den 14. Januar, verschoben.

— In den Feiertagen sind in der Zionskirche 2 gute Schirme und einige Paar Handschuhe liegengeblieben. Bitte abzuholen bei der Kirchenschwester in Gibeon.

Schriftleitung: W. Kraa; Wirtschafts- und Weltpolitik: Dr. H. Huttel; Anzeigen: K. Diekmann; alle in Bethel.

Beilage des Aufwärts

Nr. 6. | Bielefeld-Bethel (Verlagsort Bielefeld), Sonnabend, den 7. Januar 1933. | 15. Jahrgang.

Lähmung des evangelischen Missionsgeistes — die katholische Mission im Aufstieg.

Gedanken zu Prof. Richters V. Band der „Allgemeinen Evangelischen Missionsgeschichte".

Von Miss.-Insp. Pastor Jasper, Bethel.

Vor mir liegt der „Atlas der katholischen Weltmission". In seiner Einleitung erzählt er uns, wie mit dem Zeitalter der Entdeckungen am Ende des 15. Jahrhunderts eine Blütezeit katholischer Mission anhebt, um dann im 16. Jahrhundenrt mit den innerkirchlichen Kämpfen einen Niedergang zu erleben mit der französischen Revolution 1789 den Tiefpunkt zu erreichen, so daß am Anfang des 19. Jahrhunderts fast jede Aktivität zur katholischen Missionsarbeit aufgehört hatte. Aber seit der Zeit beginnt eine neue „Periode des Aufstiegs, die bis in unsere Tage fortdauert und gerade in den letzten 12 Jahren eine besondere Bedeutung erlangte". Der Fortschritt des Missionswerkes zeigt eben nicht eine ständige ansteigende durchläufige Entwicklung von den apostolischen Zeiten her, sondern er gleicht den großen Wellen des Ozeans, die steigen und fallen. Offenbar befindet sich die katholische Mission in unserer Zeit in einem merklichen Aufschwung, weithin getragen von den Päpsten selbst, die bewußt das Programm aufstellen, daß aus der Kirche „eine wahre Missionskirche im vollen Sinn des Wortes" werden soll, zumal es unserer Zeit vorbehalten ist, „am Beginn des Weltapostolat im eigentlichen Sinn teilzunehmen", entsprechend der ganzen Entwicklung zur Erschließung der Welt in unseren Tagen.

Wenn man später im Atlas die Statistik zur Hand nimmt und sich die Lage der katholischen Weltmission in den einzelnen Gebieten vor Augen hält, ermißt man die Tragweite dieser Sätze. Man gewinnt den tiefen Eindruck: die katholische Weltmission befindet sich in einer Periode sieghaften Fortschreitens. —

Kurz zuvor war in meinen Händen der V. Band von Julius Richters „Allgemeiner Evangelischen Missionsgeschichte" gefallen. Damit liegt die Lebensarbeit Prof. [illegible] vollständig vor uns. Er schreibt bescheiden am Wollten sie [illegible] fünften Bandes davon, daß sein Werk „[illegible] hohe Kunst Versuch einer wissenschaftlichen Darbietung einer großen Menschheitsbewegung darstelle". Mehr als ein Vierteljahrhundert habe ihn diese Arbeit ausgefüllt. So umfaßt die Zeit ihres Werdens noch die Vorkriegszeit mit. Damals stand die evangelische Weltmission im Zeichen des Aufstiegs! Die Kolonialära gab ihr in allen Ländern neuen Antrieb. Eine günstige Stimmung in der nicht-christlichen Welt kam ihr entgegen. Das Christentum wurde als die Grundlage der abendländischen Kultur von der nicht-christlichen Welt angesehen. Jetzt jedoch, wo Prof. Richter seine Allgemeine Missionsgeschichte abschließt, glaubt dieser erfahrene Missionswissenschaftler von einer „Lähmung des Missionsgeistes" in der evangelischen Christenheit sprechen zu müssen. Es ist merkwürdig, wie Aufstieg der katholischen Mission und Lähmung in der evangelischen Mission zugleich sich zeigen. Das heißt uns die Feststellung Prof. Richters noch viel ernster nehmen.

Was mag die Ursache sein? Mit dem Krieg und der Nachkriegszeit wirkt sich für die Mission die Enttäuschung der nichtchristlichen Welt über Europa immer mehr aus. Säkularismus, Moskaus Gegenmission, werdendes National- und Rassebewußtsein der nichtchristlichen Völker, die erschütterte Heimatbasis der Mission, die schwach entwickelte Führerschaft der eingeborenen Christenheit, alles dieses spricht mit, die Mission zu erschweren. Wenn aber die katholische Mission nicht so sehr darunter leidet (oder noch nicht?), so spricht um so mehr für die evangelische Mission vielleicht mit, daß die evangelische Christenheit mehr als die katholische von sehr verschiedenen Strömungen hin- und hergezogen wird. Für Deutschland nennt Prof. Richter die dialektische Theologie und den Nationalsozialismus, die sich beide hemmend für die Mission auswirken, obwohl, wie er hervorhebt, es durchaus nicht so sein müßte! Jedenfalls kann man das Buch von Richter nicht aus der Hand legen, ohne im Innersten von allen diesen Fragen getroffen zu sein.

Dieser Eindruck vertieft sich noch, wenn wir die Missionsgebiete in einem Rundgang uns kurz vergegenwärtigen, die er in dem V. Band behandelt. Sie zeigen uns eine Fülle von Missionsfragen. Und man kann gar nicht anders, als sich stets die Antwort geben, daß ihre Beantwortung letzlich immer davon abhängig ist, ob der evangelischen Mission ferner Lebenskräfte zu rechter Missionstat geschenkt werden.

Im 1. Heft des V. Bandes werden wir nach Niederländisch-Indien geführt. Dieses Heft erschien schon vor einem Jahr und empfing hier im „Aufwärts" auch seine eingehende Würdigung. Das jetzt vorliegende 2. Heft bietet „den Stoff erheblich kürzer, als ursprünglich beabsichtigt war" — ein Gebot unserer ernsten Zeit. Es führt uns in die Welt des pazifischen Ozeans. Seite 1—128 hören wir von Missionsfragen des japanischen Kaiserreiches. Die evangelische Missionsgeschichte beginnt erst im letzten Drittel des vorigen Jahrhunderts; und am Anfang dieses Jahrhunderts muß man bereits von der Geschichte der japanischen Kirche reden. Dieses sagt uns bereits, daß hier Missionsfragen besonderer Art vorliegen: Wir haben es mit der einzigen nichtchristlichen modernen Großmacht zu tun Die Missionsarbeit ist weithin gekennzeichnet durch die Auseinandersetzung mit japanisch-nationalistischem Geist: Kaiser-Verehrung, nationales Schulwesen, „Japanisierung des Christentums" sind in Japan ungelöste Fragen, die an die Mission herantreten. Industrialisierung, Verstädterung, Arbeiterbewegung (Kagawa) ist ein zweiter Fragenkreis, an dem die Mission und die werdende Kirche Japans nicht vorübergehen können. Dazu tritt dann noch das Wiedererstarken des Buddhismus, der zur Gegen-Weltmission ausholt, u. ebenso die interessante religionskundliche Erscheinung, daß im Schintoismus ein modernisiertes Volk eine primitive Religiosität als Volks- und Staatsreligion übt und liebt. —

Hat man in Japan im wesentlichen bisher nur die gebildete Mittelschicht in den Städten erreicht, zeigt die Missionsarbeit in Korea ein ganz anderes Bild. Hier kommt es zur Erweckungsbewegung unter den niederen Volksschichten, die der koreanischen Christenheit den Charakter einer Bibelgemeinde gibt. Im übrigen ist die Missionsgeschichte Koreas nicht abzutrennen von dem verworrenen politischen Hintergrund der jüngsten Geschichte dieser Halbinsel. Mit der japanischen Herrschaft ergibt sich die Auseinandersetzung mit westlicher Zivilisation.

Seite 129—180 tritt die Welt Hinterindiens und die der Philippinen vor unser Auge. Die überwältigende buddhistische Volksmehrheit Hinterindiens, die sich zugleich als Trägerin der nationalen Kultur weiß, verhält sich der Mission gegenüber verschlossen; ebenso auch die mohammedanischen Malaien, soweit sie in Frage kommen. Das Ringen mit diesen Kulturreligionen hat also noch gar nicht recht begonnen! Und wenn es beginnt, wie wird es sich gestalten? Nur primitive Volksstämme öffnen sich in diesen Gebieten der Mission.

Die Philippinen sind die Hochburg der katholischen Kirche in Ostasien. Aus der spanischen Zeit her finden wir 9 Millionen Katholiken auf dieser Inselwelt. Erst mit ihrer Besetzung durch die Amerikaner tritt hier die evangelische Mission auf den Plan. Die spanisch-katholische Kultur erweist sich hier als Rückhalt vor der Amerikanisierungsgefahr. Im allgemeinen kann man sagen: „Das Hauptverdienst der Spanier auf den Philippinen war die Kirche, das der Amerikaner die Schule." —

Seite 181—307 ersteht vor uns das Urbild aller Missionsromantik: die Inselflur des Großen Ozeans, dazu die Missionsarbeit in Australien, Neuseeland, Neuguinea. Die Missionsromantik ist freilich längst dahin. Auch die entlegenste Inselgruppe ist von der Weltwirtschaft und Weltpolitik heiß umstritten. Die Missionierung der kleinen Inselvölker nahm den fast stets gleichen eigenartigen Verlauf. Durch das deutsche Missionsschrifttum über Niederländisch-Indien und Neuguinea sind vielen die Vorgänge vertraut: Nach schwerstem, oft jahrzehntelangem opferreichen Ringen setzen überraschende Erfolge ein. Und bald steht man vor einer Massenchristianisierung, die von Inselflur zu Inselflur sich fortpflanzt, weithin getragen von den eingeborenen Christen selbst. So ist die Christianisierung fast abgeschlossen. Aber in diesem Missionsgebiet kann man die Frage „Mission und Politik" oft in Reinkultur studieren, ferner Roms Missionsmethode im Bunde mit Frankreich. Die Zuwanderung der Weißen oder fremdstämmiger Plantagenarbeiter schafft neue Missionsaufgaben. Die Lösung der Kirchenfrage erfährt dadurch immer wieder neue Zielsetzung. —

Im letzten Teil, Seite 308—454 werden wir nach Amerika geführt. Eine amerikanische Missionsgeschichte kann nicht an der Frage der verschiedenen Weise der Einkirchung des Südens seitens der Spanier und der Portugiesen und der des Nordens durch die Engländer vorübergehen. Das Ergebnis ist heute „eine drückende Lethargie des kirchlichen Lebens und eine fast durchgängige kirchliche Entfremdung der Bildungsschichten" im Süden Amerikas, während der Norden bei aller kirchlichen Wunderlichkeit stark ist zu einer Evangelisationsarbeit im Süden, die als „eine große kirchen- und missionsgeschichtliche bedeutsame Tatsache anerkannt werden" muß. Die Bildung autonomer evangelischer Kirchen im Süden verrät uns, vor welchen Fragen man bereits steht. Die verschiedene geistige Lebenshaltung des Südens und des Nordens schafft weitere Fragen. — Interessant ist auch hier, wie verschieden im Laufe der Jahrhunderte die iberischen Völker im Süden und die germanischen Völker im Norden die Missionsaufgabe anfaßten. Sowohl für den Süden als auch für den Norden kommt die Indianer-Mission zur eingehenden Darstellung. Unser landläufiges Urteil ist geneigt, falschen Voraussetzungen folgegebend, den Norden zu verurteilen, daß er in der Lösung der Christianisierungsaufgabe an den Indianern versagt habe. Richter dürfte unser Urteil berichtigen und bringt gerade auch dadurch neue Missionsfragen an uns heran. —

Die katholische Mission im Aufstieg — Lähmung des Missionsgeistes auf Seiten der evangelischen Kirche. Große Missionsaufgaben vor uns. „Aufs Ganze gesehen hat man leider den Eindruck, daß die alte Generation der großen Führer abstirbt und eine neue den ungleich größeren Schwierigkeiten der jetzigen Lage gewachsene Führerschaft auf sich warten läßt." Richters Buch möge diese Resonnanz recht tief in unser Herz bohren! Dann erfüllt es seinen Weckruf zur evangelischen Besinnung und zur evangelischen Missionstat. —

Anm.: Das Gesamtwerk der Richter'schen Allgemeinen Missionsgeschichte, erschienen im Verlage C. Bertelsmann, Gütersloh, umfaßt fünf Bände:

Band I:	Indische Missionsgeschichte. 2. Aufl. 570 S. 1924.	10,— RM
„ II:	Mission und Evangelisation im Orient. 2. Aufl. 294 S. 1930.	10,— „
„ III:	Geschichte der Evangelischen Mission in Afrika. 814 S. 1922.	15,— „
„ IV:	Das Werden der christlichen Kirche in China. 592 S. 1927	22,50 „
„ V,	Heft 1: Die Missionsgeschichte von Niederländisch Indien. 167 Seiten. 1931.	5,— „
„ V,	Heft 2: Missionsgeschichte vom japanischen Kaiserreich. 488 S. 1932.	16,— „
„ V,	1 und 2 in einem Band	22,50 „
Alle fünf Bände gebunden zusammen		80,— „

Zweifrontenkrieg.

Miss.-Insp. Pastor Ronicke, Bethel.

In einem vor kurzem erschienenen Buche*) erzählt ein junger Ostafrikaner davon, wie er zum Christenglauben gekommen sei. Eines Tage kam in die väterliche Hütte ein Mann, der die große Kunst des Lesens verstand. „Ich hatte das Buch in die Hand genommen. Da schlug der Mann mir's auf und zeigte mir die Seite, auf welcher das Alphabet steht, und lehrte mich die Seite, bis ich sie auswendig wußte. Das war mir so süß, so süß!" Das ist der Anfang seiner Verbindung mit dem Neuen. Das treibt ihn dazu, in eine Missionsschule zu gehen und dort lesen zu lernen. Auf diese Weise wird er auch bekannt mit dem Christenglauben und faßt den Entschluß, das alte Heidentum zu verlassen. Darüber aber wurde sein Vater sehr zornig. Aber er schreibt dann weiter: „Ich fuhr nun fort, lesen zu lernen. Auch viele Geschichten las ich. Jener Nachbar schenkte mir auch zwei Bücher, die biblischen Geschichten des Alten Testamentes und das Evangelium des Markus in der Paresprache. Darüber war ich sehr froh. Am Abend las ich daraus meiner Mutter oft vor und gab ihr Licht. Das war ihr eine große Freude. Oft las ich auch meinem Vater und meiner Mutter zusammen vor, und wir freuten uns alle. Seit jener Zeit unterließ mein Vater die heidnischen Sitten. Aber zum Christentum wollte er noch nicht kommen."

Diese kleine Geschichte beleuchtet deutlich den Kampf, der augenblicklich in Ostafrika gekämpft wird. Das alte Heidentum und die neue Bildung sind in Streit miteinander geraten.

Es wird oft gesagt, daß das alte Heidentum zutrümmert sei. Aber dem ist nicht so. Es ist freilich zurückgedrängt. Seine Anhänger wagen nicht mehr, es in der Oeffentlichkeit zu verteidigen. Wenn es angegriffen wird, dann schweigen sie betreten, und ein fatales Lächeln kommt auf ihre Mienen. Aber darum geben sie sich noch nicht besiegt, sondern sie halten das Alte mit großer Zähigkeit fest.

Manch einer versucht auch, das Alte und Neue in einer Weise zu verbinden, die unmöglich ist. So erzählt ein christlicher Hajalehrer in dem evangelischen Monatsblatt „Ufalme wa Mungu" von einer Begegnung mit einem Christen. Als er sich der Hütte näherte, sah er am Eingang des großen Vorplatzes eine Geisterhütte stehen. Er sprach den Besitzer darauf an, ob er ein Christ sei. Als er das bejahte, wies er ihn hin auf die Geisterhütte, und nun entspann sich ein Gespräch, in dem der Besitzer dieser Geisterhütte versuchte, mit allerhand Ausflüchten und Lügen diese Geisterhütte zu retten und gleichzeitig sein Bekenntnis zum Christentum hochzuhalten. Der Hajalehrer freilich machte ihm deutlich, daß es unmöglich ist, zwei Herren zu dienen.

Die große Erschütterung, die durch das Heidentum hindurchgeht in unseren Tagen, ist — man kann es nur mit Schmerz sagen — freilich nicht in erster Linie hervorgerufen durch die Verkündigung des Christenglaubens und durch die Tätigkeit der Mission. Es ist das moderne Europa, das nach Afrika eingedrungen ist. Dies hat das Heidentum erschüttert. Das moderne Europa mit seiner Industrialisierung hat die Menschen Ostafrikas aus der engen Verbundenheit ihrer Sippe gelöst, und hat sie hinausgeführt in die Weiten des Landes. Mancher junge Mann ist weiter gereist und weiter gewandert als viele Europäer. Fremde Völker und fremde Sitten hat er kennengelernt, und er hat gemerkt, daß er am Leben bleibt und äußerlich wohlbehalten ist, auch wenn er den heimatlichen Sitten und Gebräuchen nicht folgte. So ist in seinem Herzen der Unwille gegen das Angestammte entstanden. Mit offenen Armen hat er sich dem europäischen Wesen entgegengeworfen und versucht, nun das Neue aufzunehmen, so gut er es vermag.

Mancher versucht das nur auf äußerliche Weise. Auch der ärmste Mann kann ja den Europäer nachahmen, der das Ideal aller ist . Er kann in seiner Rundhütte allerhand Ausschnitte aus illustrierten Zeitungen in bunter

---

*) Paul Rother, Jung-Afrika. Verlag der Evangelisch-lutherischen Mission in Leipzig.

Reihe aufhängen und damit wenigstens in diesem Stücke dem Europäer gleichen, der auch die Wände seines Hauses mit Bildern behängt. Viele aber spüren, daß mit äußerlicher Nachahmung es nicht getan ist. Sie versuchen, in das innerste Geheimnis Europas einzudringen. Woher stammt die unüberwindliche Klugheit der Europäer? Ist es nicht so, daß jeder Europäer unzertrennlich verbunden scheint mit einem Buche? Der Missionar geht mit Gesangbuch und Neuem Testament um. Der Richter hat sein Protokollbuch vor sich. Der Verwaltungsbeamte ist von Büchern in seinem Büro umgeben. Der landwirtschaftliche Beamte, der die Pflanzungen des Eingeborenen besichtigt, hat ein Notizbuch, in dem er seine Strafen einschreibt. Die Hausfrau hat ihr Haushaltungsbuch. Muß da nicht der Schwarze auf den Gedanken kommen, daß alle Weisheit der Europäer im Lesen liegt? Und so stürzt sich das junge Afrika auf das Lesenlernen, eine Epidemie der Bildungssucht ist auf weite Strecken hin ausgebrochen.

Welche Rolle spielt in diesem Kampfe des Alten mit dem Neuen das Christentum? Es ist zunächst die Religion des beneideten Europäers. Auf den Bergen von Karagwe begegnete es mir, daß die Leute sich für unseren Besuch bedankten. Sie bedankten sich dafür, daß endlich ein Weißer zu ihnen gekommen sei, denn zu einer rechten Religion gehört ja ein Europäer. Das Christentum ist weiter die Religion der Bildung. In Uganda, im Norden des Viktoriasees, werden noch heute die Christen die „Leser" genannt, und wer den Zugang zum Christentum sucht, der muß noch heute lesen lernen. Während in Europa weithin das Christentum als rückständig und bildungsfeindlich angesehen wird, ist es für die aufstrebenden Völker die Macht, die ihnen Licht bringt. Hieraus ergibt sich Not und Aufgabe der heutigen Missionsarbeit in Afrika. Die Not der Missionsarbeit besteht nicht mehr darin, daß Afrika sich ablehnend verhält. Sie ist eher darin beschlossen, daß ungezählte Hunderte, ja Tausende kommen und von den Missionaren Unterweisung und Wegführung verlangen. Die geringe Zahl unserer missionarischen Kräfte droht zu erliegen unter dem Ansturm der Mengen, die von ihnen die Taufe begehren. Aber das ist die Not, daß man diesen Mengen nun erst deutlich machen muß, was sie mit der Taufe verlangen, und bei der Weigerung, ihnen unbesehen die Taufe zu erteilen, zugleich es versteht, ihre Herzen zu fassen und ihre Seelen hinzulenken auf Jesus Christus. In solcher Not aber ist zugleich die Aufgabe gekennzeichnet. Die Mission hat heute auch in Afrika einen Zweifrontenkrieg zu führen. Sie hat dem alten Heidentum gegenüber einen klaren Bruch herauszuarbeiten. Sie hat aber auch, und das ist das viel Schwerere, heute den Menschen in ihren Missiongemeinden und den Taufbewerbern, die von allen Seiten kommen, deutlich zu machen, daß lebediger Christenglaube etwas ganz anderes ist als modernes europäisches Wesen. Die Mission ist darum heute nicht nur berechtigt, sondern verpflichtet zu ihrem Dienste, weil ihr die Aufgabe gestellt ist, Menschen, deren alter Glaube zerschlagen wird, in einen neuen, lebendigen Glauben hineinzuführen und sie nicht der glaubenslosen und geistlosen modernen Welt zu überlassen. In solchem Dienste stehen auch die Betheler Missionare im weiten Ostafrika und warten auf die Hilfe der Freunde in der Heimat.

Islam und Christentum im Kampf um die Völker Ostafrikas.

Von Missionar Pastor Delius, Bethel.

Der Islam hat in Ostafrika einen großen Vorsprung vor dem Christentum: die Völker an der Küste Ostafrikas haben schon etwa tausend Jahre unter dem Einfluß des Islam gestanden, bevor die ersten evang. Missionare (Dr. Krapf 1844 in Mombassa) in Ostafrika zu arbeiten begannen.

Die Propaganda des Islam in Ostafrika hat sich allerdings auch jahrhundertelang auf die Völkerstämme an der Küste beschränkt; diese sind in der Hauptsache — wenigstens äußerlich — islamisiert. Am Inneren gab es wohl einige Stützpunkte der Araber (über Tabor bis nach Udjidji am Tanganjikasee), aber solange diese unter den Völkern im Innern ihre Sklavenjagden ausübten, war naturgemäß an keine Propaganda unter diesen zu denken. Das wurde anders, nachdem Ostafrika deutsche Kolonie geworden war. Jetzt begann eine großzügige Propaganda des Islam in ganz Ostafrika, der die deutsche Herrschaft ungewollt Vorschub leistete: ganz von selbst wurde jede Regierungsstation, jede Garnison der Schutztruppe im Innern von Ostafrika ein Stützpunkt des Islam und ein Ausgangspunkt für dessen Ausbreitung. Die deutsche Schutztruppe bestand im Anfang ausschließlich aus Sudanesen, die strenggläubige Mohammedaner waren; die Unterbeamten und die Diener der deutschen Offiziere und Beamten waren ausnahmslos Küstenleute, also Mohammedaner. Wer von den Hinterlandsbewohnern bei diesen etwas gelten und von ihnen als gleichberechtigt angesehen werden wollte, wurde Mohammedaner. So ist es in den letzten 50 Jahren dahin gekommen, daß vielfach die Führer der Völker Innerafrikas und ihr Anhang Mohammedaner wurden, während die Masse des Volkes heidnisch blieb. Seit nun nach dem Kriege durch das unaufhaltsame Eindringen europäischer Zivilisation und Aufklärung das Heidentum an Geltung verliert, ist die Gefahr groß, daß die allmählich auch systematisch betriebene Propaganda des Islam besonders unter der Jugend Eingang findet und mit all den äußerlichen Vorteilen, die der Islam bietet, besonders auch mit seiner Laxheit in sittlichen Dingen größere Scharen für diesen gewinnt als das Christentum mit seinen strengen sittlichen Forderungen.

Mit prophetischem Blick hat Vater Bodelschwingh diese Entwicklung vorausgesehen und darum immer wieder die Notwendigkeit betont, in erster Linie den vom Islam noch nicht beeinflußten Völkern Ostafrikas (wie z. B. den Bewohnern von Usambara) das Evangelium zu bringen und sie für das Christentum zu gewinnen, ehe der Islam bei ihnen Wurzel schlagen konnte. Usambara ist ein Gebiet, in welches die Boten des Evangeliums und die Anhänger Mohammeds ungefähr gleichzeitig Eingang gefunden haben und wo beide Religionen im Kampf um die Seele des Volkes stehen. Es wird sich zahlenmäßig kaum feststellen lassen, wieviele Mohammedaner es in Usambara gibt; aber überall finden sich einzelne Vertreter des Islam, und vielfach sind in Usambara die Führer des Volkes Mohammedaner geworden. Die Zahl der Christen, die in der Pflege der Bethel-Mission stehen, beträgt zur Zeit etwa 6000, das sind etwa 8% des Schambala-Volkes; oder mit anderen Worten: unter 12 Schambala ist erst einer Christ, die anderen 11 sind noch Heiden oder Mohammedaner. Aber durch die nun über vierzig Jahre in Usambara ausgerichtete Missionsarbeit ist das Evangelium im ganzen Volke doch so weit bekannt, daß eigentlich alle Leute, mit denen unsere Missionare und ihre eingeborenen Gehilfen über religiöse Fragen reden, liche Verkündigung ist, und daß zum Christwerden eine entschiedene Bekehrung, ein Aufgeben, nicht nur der alten heidnischen Religion, sondern auch der heidnischen Sitten und Unsitten gehört, daß das Christentum aus ihnen neue Menschen machen will. Ebenso wissen sie aber auch, wie bequem es der Islam dem alten Menschen macht, durch Annahme seiner religiösen Gebräuche Mohammedaner zu werden, ohne daß eine innere Umwandlung und sittliche Erneuerung von ihm verlangt wird.

Es ist daher nicht zu verwundern, wenn unsere Missionare aus Usambara berichten, daß die islamische Flut wächst. „In den größeren Orten — so heißt es in einem Bericht — werden Moscheen gebaut und ein Vorbeter mit dem täglichen Gottesdienst betraut. Diese Vorbeter, die so gut wie keine Kenntnisse des Islams haben, bearbeiten das Volk umher, soviel ich erfahren habe, nur mit der Waffe des Spottes: Wollt ihr denn noch weiter euch als Schensi (Wilde) verachten lassen? Werdet doch Mohammedaner, dann seid ihr geachtete Leute!" Gegen den eindringenden Islam haben sich die eingeborenen Mitarbeiter der Missionare fest auf der Linie eingestellt: „Wir wollen ohne Zorn und ohne Mißachtung den Mohammedanern die Heilsbotschaft von der Erlösung in Christo Jesu bringen. Unsere Augabe ist es nicht, gegen sie zu kämpfen, sondern sie zu suchen; nur auf diesem Wege werden wir sie überwinden."

In dem Kampf zwischen Christentum und Islam um die Seele der afrikanischen Völker sind die Missionsschulen eine wichtige und von den Gegnern gefürchtete Waffe. Das erhellt am deutlichsten aus der ablehnenden Stellung der Mohammedaner gegen diese Schulen. Gelegentlich eines Fortbildungslehrganges in Mlalo, an dem 22 Lehrer teilnahmen, berichteten manche von ihnen von den großen Schwierigkeiten, die ihrer Arbeit durch die Feindschaft der Mohammedaner bereitet würden. Einer von ihnen sagte: „Wenn wir den Mohammedanern sagen, sie möchten doch ihre Kinder zum Lesenlernen (auf das sie sonst großen Wert legen) in unsere Schulen schicken, so lehnen sie das ab, indem sie sagen: Sie werden dort nur Lieder von Jesus singen und seine Worte hören; schließlich werdet ihr sie zur Religion der Ungläubigen verführen." Auf der anderen Seite konnten manche von den Lehrern berichten, wie Gott durch besondere Führungen einzelner und durch wunderbare Hilfe in Krankheitsnot half, so daß Heiden und Mohammedaner zu der Einsicht kamen: „die Christen haben den wahren Gott!", und wie durch diese Erfahrungen manche zum Glauben gekommen und in den Taufunterricht eingetreten seien, so daß z. B. aus einem Dorfe an einem Tage gleich 8 Männer sich zum Taufunterricht gemeldet hätten.

Je größer mit den Jahren die Zahl der Leute wird, die in Missions- und Regierungsschulen lesen gelernt haben, um so wichtiger ist es, daß christliche Literatur geschaffen wird, und zwar besonders in der Suaheli-Sprache. Diese wird je länger desto mehr die Umgangssprache der Gebildeten in Ostafrika. Einst war es so, daß das Suaheli als Sprache der mohammedanischen Küstenleute der Verbreitung des Islam im Inneren Vorschub leistete. Deshalb meinten viele Missionare, durch Pflege der Stammessprachen und Schaffung christlicher Literatur in diesen der Ausbreitung des Kisuaheli und damit des Islam entgegenarbeiten zu können. Allmählich erkannte man aber, daß es viel wirksamer sei, wenn man das Kisuaheli — dessen Siegeszug durch Ostafrika man doch nicht aufhalten konnte — durch Schaffung guter allgemein verständlicher christlicher Schriften zum Werkzeug der Verkündigung des Evangeliums und damit zu einem überall in Ostafrika brauchbaren Hilfsmittel der Missionsarbeit machen würde. Seit etwa 20 Jahren wird in diesem Sinne von den vereinigten deutschen evangelischen Missionen gearbeitet. Durch die Uebersetzung des Neuen Testamentes in ein von arabischen Fremdwörtern gereinigtes Suaheli hat Missionar Röhl der Mission einen großen Dienst getan. Er ist von den drei Missionsgesellschaften Berlin, Bethel und Leipzig wieder nach Ostafrika gesandt mit dem Auftrage, christliche Literatur in der Suahelisprache zu schaffen. Er ist auch Schriftleiter der christlichen Monatsschrift „Ufalme wa Mungu = Das Reich Gottes". Diese, wie fast alle von den evang. Missionen in Eingeborenensprachen herausgegebenen Bücher, wird in der Missionsdruckerei der Bethel-Mission in Wuga gedruckt. Der durch die gemeinsame Arbeit der deutschen evang. Missionen in Ostafrika geschaffenen christlichen Literatur in der Suahelisprache hat der Islam nichts Aehnliches entgegenzusetzen. Ebensowenig kann er der durch die ärztliche Mission geübten christlichen Liebestätigkeit ein Gegengewicht bieten. Endlich ist das christliche Leben der ernsten Christen und ihre Bereitschaft zu gegenseitiger Hilfe eine starke Waffe im Kampf gegen den Islam. Mit Neid und Bewunderung beobachten die Mohammedaner in Usambara, wie die Christen an Armen und Kranken Barmherzigkeit üben, während sie selbst sich nicht zu solchen Liebesdiensten verpflichtet fühlen und teilnahmlos an der Not des Nächsten vorübergehen.

Gegenüber den äußerlichen Vorteilen, die der Islam den Völkern Ostafrikas zu bieten hat, stehen die Lebenskräfte des Evangeliums, die sich in der schlichten Verkündigung der eingeborenen Mitarbeiter, in der treuen Schularbeit der auf einsamen Posten stehenden Lehrer und in dem Leben der wirklich bekehrten Christen auswirken. Wo diese Lebenskräfte wirksam sind, da wird auch schließlich der Sieg in dem Kampfe zwischen Islam und Christentum dem Christentum zufallen.

Bücher und Zeitschriften.

Drießler, **Die Rheinische Mission in Südwestafrika.** Band II der „Geschichte der Rheinischen Mission". Verlag Bertelsmann, Gütersloh. 1932. 323 S. Preis geb. 3,— RM.

Missionsinsp. Drießler schenkt uns die Geschichte der Rheinischen Mission in Deutsch-Südwest-Afrika. Sie ist letztlich eine Frucht seiner Inspektionsreise, die er im Auftrage der Rheinischen Mission im Jahre 1931 unternahm. Man kann dieses Buch nicht lesen, ohne den Glaubensmut und die opferwillige Hingabe der alten deutschen Missionsboten in diesem Land zu bewundern. Sie waren vor jeglicher weißen Regierung im Lande. Stete Stammeskriege sowie Völkerkriege zwischen Hottentotten und Hereros störten und zerstörten immer wieder ihre Arbeit. Dazu kam der große Eingeborenenaufstand im Jahre 1904 und nicht zuletzt der große Krieg. Es ist eine Geduldsarbeit, die auch noch in die heutige Zeit hineinreicht, da es gilt, Völkertrümmer zu betreuen. 1931 wurden amtlich in der sog. „Polizeizone" 92 653 Eingeborene gezählt, darunter ca. 20 000 Nama (Hottentotten), 24 000 Hereros, 24 000 Bergdama, die früher alle versklavt waren, 8000 Bastards, 8000 Ovambos, 5000 Buschleute . Drei Fünftel von ihnen sind Christen geworden, denn 1931 zählte die Rheinische Mission 54 989 Christen; dazu kamen noch 2160 Taufschüler. Aber Missionsarbeit ist wegen der großen Zerstreuung (0,15 Eingeborene auf den qkm) noch lange zu tun. Der Nordosten und die Buschleute sind fast noch gar nicht von der Missionsarbeit erreicht. Rassenhaß aber zerteilt auch noch die gewonnenen Christen. Sprachliche Zersplitterung erschwert die Arbeit. So hat Drießler recht, wenn er sagt: „Südwest ist ein Land, [illegible] in mancher Beziehung nur von der Hoffnung lebt. Land voller Enttäuschungen und steten Neubruchs . . . Süd-West ist ein Missionsgebiet, in dem man warten lernen muß . . ." Dieses Buch dürfte über den Freundeskreis der Rheinischen Mission hinaus Liebhaber gewinnen. Der erstaunlich billige Preis des gut gebundenen Buches fordert geradezu die Anschaffung heraus.

Jasper, P.

Atlas der katholischen Weltmission.

Dieser Atlas der katholischen Weltmission ist erschienen als Jahrbuchfolge 1932 und herausgegeben von der Unio Cleri pro Missionibus (Priester-Missionsbund) im deutschen Sprachgebiet. Er ist zusammengestellt und mit erläuterndem Text versehen durch die „Internationale Fideskorrespondenz in Rom" unter Verwertung kartographischen und statistischen Materials des Archivs der Glaubensverbreitung. Man kann die katholischen Missionsfreunde nur beglückwünschen, daß sie in diesem Atlas eine vorzügliche kurz gefaßte katholische Missionsgeschichte besitzen, ferner ein vorzügliches statistisches Material und dazu ein ebenso vorzügliches Kartenmaterial der kirchlichen Einteilung der katholischen Missionsgebiete der Erde in ihm vorfinden. Der Atlas erschien in einer italienischen Erstausgabe; die deutsche Ausgabe bringt ein Sonderkapitel über die unter deutscher Leitung stehenden Missionsgebiete sowie ein weiteres Kapitel über das deutsche heimatliche Missionswerk sowie einen Jahresbericht der Missionsvereine. Auch zeigt eine Weltkarte die deutschen katholischen Missionsprovinzen. Ob nicht auf deutscher evangelischer Missionsseite ein Gleiches möglich wäre?

Jasper, P.

Die Ehen zwischen Christen und Heiden in den ersten christlichen Jahrhunderten. Eine religionsgeschichtliche Studie von Dr. Joseph Köhne. Bonifatius-Druckerei, Paderborn. 1931. 75 Seiten. Preis 4,— RM.

In der Missionsarbeit entstehen immer wieder Schwierigkeiten durch die Behandlung der Ehefrage, nicht zuletzt aber auch durch die Mischehe zwischen einem Christen und einem Heiden. Diese Schrift führt uns in die Zeit des Kirchenvaters Tertullian, der ein schroffer Gegner der Mischehe war, die seinerzeit für vornehme Christinnen sich oft ergab, da sie innerhalb der christlichen Gemeinde nur unter ihrem Stand heiraten konnten und andererseits eine Heirat mit Sklaven oder Freigelassenen ihnen als Senatorentöchtern staatsrechtlich verboten war. Dazu führt Tertullian weiter aus, welche Schwierigkeiten sich für den christlichen Eheteil durch die Mischehe ergeben. So kann diese Schrift dem Missionsarbeiter hervorragende Dienste leisten, aber nicht nur ihm, sondern die Schrift erhält dadurch auch ein akutes Interesse für uns, da heute die Mischehe nicht nur durch die Heirat aus Anhängern verschiedener christlicher Konfessionen entsteht, also durch Heirat etwa zwischen Katholischen und Evangelischen, sondern die neue Mischehe betrifft die Heirat zwischen Freidenkern und einem christlichen Eheteil.

Jasper, P.